

Die Götterwelt Homers.

Homer ist der älteste Dichter, dessen Gedichte die Menschheit kennt. Kein anderes Volk als die Griechen kann sich gleich alten Namens rühmen, weder Aegypten, noch Indien, noch die Wiege aller Kultur, Babylon. Jahrhunderte trennen ihn von denen, die auf ihn folgen, Jahrhunderte, erhellt durch keinen Strahl der Geschichte, so tief in Dunkel gehüllt, dass das Auge des Forschers kaum den Zeitraum schätzen kann, der zwischen ihm und dem Anfange der beglaubigten Geschichte liegt. So ragt er wie ein Überbleibsel längst verschollener Zeit allein aus dem Meere der Vergessenheit empor, das alles um ihn her, vor ihm und hinter ihm, verschlungen hat. Und als wieder der erste schwache Lichtschimmer über die Welt zittert, scheint ein ganz neuer Tag in der Entwicklung der Menschheit angebrochen. Da liegen die Stätten, die er geschildert, unter meterhohen Schutt halb vergraben, und alles ist verschollen, was er besungen hat. Die Namen der Völker, ihre Sitten, Lebensgewohnheiten, ihre Kampfart, die politischen Verhältnisse sind andere geworden. Er allein repräsentiert jenes goldene Zeitalter, ehe diese Zeit anfang, da die Welt noch jung war, wo die Götter noch auf Erden wandelten, wo alles kräftig und frisch eben erst aus Gottes Hand hervorgekommen war, wo Sänger und Volk eins waren, jeder mitzuwirken berufen am gemeinsamen Volksliede, das ertönte in frischer, naiver Volkssprache und sang von dem, was alle bewegte und was alle verstanden, was die Natur selbst den Dichter gelehrt hatte über Mensch und Welt, das Ursprünglichste, das Natürlichste.

So träumte man sich die homerische Welt, und noch heute trifft man häufig diese Vorstellung. Die Wissenschaft hat sie gründlich umgestaltet. Man setzte den Spaten an und grub die Burgen des Priamus und Agamemnon aus, und da sah man: wo Priamus hauste, hatten schon viele Jahrhunderte vor ihm gewaltige Burgen gestanden. Schon vor ihm war fünfmal Ilios zerstört, fünfmal wieder erstanden, fünfmal hatte es Jahrhunderte hindurch geblüht, um wieder vernichtet zu werden, und zwischen jeder neuen Gründung zeigen dicke Schuttschichten lange Zwischenräume. Priamus ist der jüngste Enkel, er steht nicht am Anfange einer Weltperiode, sondern fast am Ende. — Wie wir namentlich in Kreta sehen, hat die Architektur schon eine lange Entwicklung hinter sich, von den rohen Rundhütten, als das Volk, nur mit Steinwaffen ausgerüstet, ins Land kam, bis hinab zu stolzen Palästen in reifster Ausbildung, mit exakter Technik, gewaltiger Konstruktion und glänzender, ja raffinierter Dekoration, — und selbst bei diesen Palästen können wir mehrere aufeinanderfolgende Stile unterscheiden. Homer aber ist noch Jahrhunderte jünger als der jüngste dieser Paläste.

Zu demselben Resultate kam die Philologie. Sie untersuchte mit dem Seciermesser die Anatomie der homerischen Gedichte, und fand, wie der moderne Zoologe, in dem Körper derselben niedergelegt die Geschichte von Generationen ihrer Vorfahren, sie fand, dass diese Gedichte die letzten decadenten Vertreter einer aussterbenden Rasse sind,

Der Vortrag wurde gehalten am 4. und 11. Februar 1906 und für den Druck nur wenig verändert.

deren Blütezeit längst vergangen; ja, man konnte aus eigentümlichen Zweckwidrigkeiten im Bau dieser beiden letzten Exemplare der Rasse, die nur zu erklären waren als Erbschaft von anders gestalteten Vorfahren, diese Vorfahren zu rekonstruieren versuchen, den Gang der Entwicklung ahnen. Diese Dichter waren keine Naturdichter mehr, sondern letzte Repräsentanten einer Kunst, die durch jahrhundertelange Arbeit aus einfachen Anfängen immer komplizierter ausgestaltet war, deren Regeln sie sich mit Mühe und Schweiß aneignen mussten. Diese Dichter redeten nicht, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, sondern in einer Sprache, die nirgends gesprochen, ein allmählich entstandenes Kunstprodukt war, ein künstliches Gemisch aus mehreren Dialekten, aus alten und jungen Bestandteilen, das nur durch schulmässigen Betrieb erlernt werden konnte. Sie dichteten nicht in einem Naturrhythmus, sondern in einem schwierigen komplizierten Versmasse, dessen Entwicklung aus einfachen Tanzmassen zu einem höchst verzwickten Bau wir jetzt wenigstens schon ahnen. Ein Meistergesang, von dessen Dutzenden von Regeln die Schule nur die wenigsten berücksichtigen kann. Das Dichten ist ein Handwerk geworden, das man nur nach langer Lehrlingszeit zunftgerecht ausüben kann, und der Dichter ein Banause, der seinen Beruf ausübt nach dem Handwerksspruche: *wer Brot ich esse, des Lied ich singe*. Volksmässiges haftet seiner Dichtung nicht an. Sein Denken und Fühlen ist bestimmt durch die Sinnesart des ritterlichen Adels, in deren Halle er singt. Ihre Ideale, ihre Götter, ihre Taten, davon spiegelt sein Lied einen Abglanz wieder.

Ähnlich liegt es auf allen Gebieten des Lebens, überall weitentwickelte Verhältnisse. Im Staatswesen ein vollausgebildetes Königtum, das schon im Begriff steht, sich wieder aufzulösen zur Aristokratie, ja zur Demokratie. Im Kriegswesen kann der Gebrauch des Wagens im gebirgigen Griechenland etwas Ursprüngliches nicht sein, er ist, wie vieles andere, eine Errungenschaft der Kultur der Euphratebene. Schnellfüssigkeit ist der höchste Ruhm des Achill, das stammt doch wohl aus einer Zeit, die der Einführung des Wagens voranliegt. Auch in der Bewaffnung können wir Stufen der Entwicklung bei Homer konstatieren. Die ältere repräsentiert die Rüstung des Aias. Dieselbe besteht eigentlich nur aus einem gewaltigen Schilde, einer fast vollständigen, durch Holzstäbe ausgespannten fest gegerbten Stierhaut, die an einem über den Nacken gehenden Riemen getragen wird, — eine Waffe, entstanden aus dem ältesten Schutze des Menschen gegen das Wetter wie gegen Feinde, der mit ihren Beinen um den Hals geknoteten Tierhaut. Der Leib wurde noch geschützt durch einen Schurz, auch etwas sehr Primitives. Auf der jüngeren Stufe wird dieser schwerfällige turmartige Schild, der wegen seines gewaltigen Gewichtes die Fortbewegung zu Wagen nötig machte, zweckmässig ersetzt durch den kleinen, metallenen Rundschild und den nun notwendigen Brustpanzer.

So sehen wir überall eine lange Entwicklung vor Homer, überall durch rastlose Arbeit aus primitiven Anfängen durch Umschaffen und Neuschaffen grösseren, gesteigerten Ansprüchen Genügendes erreicht. Sollte es auf dem wichtigsten Gebiete des menschlichen Lebens, der Religion, anders gewesen sein? Sollte diese strebende Menschheit an diesen schwierigsten Problemen, die das menschliche Herz am tiefsten berühren, vorbeigegangen sein? Sollte man sich auf diesem Gebiete allein begnügt haben, das Überlieferte weiterzugeben, nicht versucht haben, diese Fragen zu wahrerer, reinerer Lösung zu bringen? Kann die Meinung richtig sein, dass der Urdichter Homer die Urform der griechischen Religion wiedergibt? Man glaubte es, man glaubte, dass die homerischen Göttergestalten das Erzeugnis der Urzeit, des Urvolkes der Indogermanen sei, dass seine Vorstellungen von den Göttern und von deren Wesen dem Ursprunge noch so nahe ständen, dass die ersten schöpferischen Gedanken unverändert und gewissermassen mit Händen greifbar vorlägen. So machte man keine grossen Umstände bei der Erklärung dieser Götterwelt. Man sah nicht, dass sie einen hohen Grad der religiösen Entwicklung repräsentiert, dass man zur Erklärung auf primitive Stufen zurückgehen und dann zeigen müsse, durch welche Umstände der Prozess der weiteren Entwicklung bestimmt ist, und welchen Verlauf diese Entwicklung genommen hat. Diesen harmlosen Deutungsversuchen machte die Religionswissenschaft ein Ende, sie öffnete die Augen, lehrte die Methode. In Hunderten von Fällen sah man den Gang der Entwicklung

religiöser Gedanken in allen Stadien vor Augen liegen. Die dadurch gewonnene Erfahrung wandte man auf Fälle an, wo die Sache minder klar lag, wo es galt, aus dem Resultate der Entwicklung auf deren Gang zu schliessen. Man lernte Erscheinungen der einen Religion, die dort vereinzelt und unerklärt standen, weil nichts erhalten, was mit ihnen zusammenhing, begreifen aus anderen Religionen, in denen dieselben Erscheinungen voll ausgebildet, ihre Wurzeln, ihr Anwachsen, ihr Verschwinden, vorlagen. Man lernte so, dass solche vereinzelt Erscheinungen in der Religion eines Volkes voraussetzen, dass die Gedankenkomplexe, in denen sie wurzeln, auch in ihr einmal verbreitet gewesen sein müssen, dass diese vereinzelt Erscheinungen also Rudimente sind, aus denen man längst verschwundene Zustände rekonstruieren kann. — So vorbereitet ging man an die griechische Religion, und der Religionshistoriker grub von der späteren offiziellen Religion verdeckte Rudimente ältester Schichten aus, die den Ausgangszustand der griechischen Religion repräsentieren. Ferner zeigte es sich, dass, wie die ältesten prähistorischen Funde der Archäologie gewissermassen internationalen Charakter haben, die nationalen Besonderheiten sich erst allmählich herausgebildet haben, so auch in der Religion das Primitivste zugleich das bei den meisten Völkern verbreitetste war. Zwar ist man auf beiden Gebieten bestrebt, schon in den ältesten Schichten nationale Verschiedenheiten, sowie den Einfluss des einen Landes auf das andere festzustellen, und auch in der griechischen Religion hat man mit Erfolg versucht, die religiösen Vorstellungen, aus denen die spätere griechische Götterwelt erwachsen ist, auf die prähistorischen Stämme zu verteilen, die zum griechischen Volke zusammengeschmolzen sind; aber vorläufig sind das nur Versuche, unsere Augen sind noch nicht geschärft genug, um hier klar zu sehen. So wollen wir auf diesen Versuch verzichten und lieber Gewicht darauf legen, wie sich aus diesen primitiven Zuständen das spezifisch Hellenische entwickelt hat.

Wir werfen damit einen Blick in den Entstehungsprozess des hellenischen Volkes. In den homerischen Gedichten offenbart sich zum ersten Male die spezifisch hellenische Denkungsweise; die homerische Zeit, die Jahrhunderte 900–700 sind entscheidend gewesen für die Bildung der hellenischen Nation wie der hellenischen Kultur. Aus der Mischung verschiedener indogermanischer und nichtindogermanischer Stämme hat sich damals an der kleinasiatischen Küste der Grundstock dieses Volkstypus entwickelt, dem sich dann später im Laufe der Zeit immer neue, teils verwandte, teils nicht verwandte Gruppen assimilierten, bis am Ende die Hälfte des Erdkreises ihm mehr oder weniger fest angegliedert war. — Auch in der Kunst entwickeln sich in diesen Jahrhunderten die eigentlich hellenischen Formen. Hier reden die Funde besonders deutlich. Nachdem die mykenische Zeit angefangen hat, die verschiedenen Anschauungsweisen auszugleichen, von denen z. B. gerade die wichtigste, nämlich die durch die älteren kretischen Paläste repräsentierte, durchaus noch nichts Hellenisches zeigt, sind in jenen Jahrhunderten die entscheidenden Schritte geschehen, und ist um ca. 600 auf allen Gebieten der Kunst die Richtung der Entwicklung festgestellt, sind die spezifisch hellenischen Typen gefunden.

Wenden wir uns nun der Religion zu und sehen, wie sich auch hier aus prähistorischen Anschauungen die homerische Religion, die erste echt hellenisch zu nennende, entwickelt hat, wie eine religiöse Denkweise entstanden ist, die trotz der bewundernswerten Vielseitigkeit der Nation auch in religiösen Dingen immer ein Charakteristikum der Hellenen geblieben ist.

Die Völkerkunde hat uns gezeigt, dass der primitive Mensch, wie noch jetzt das Kind, alle Dinge, beseelte wie unbeseelte, als ebensolche Wesen ansieht, wie er selbst eins ist. Jeder Stuhl, jeder Tisch fühlt, denkt, lebt, ja redet wie er selbst. Jedes Ding will etwas, ist gut oder böse, es handelt danach und wird danach gut oder schlecht behandelt. So ist es nicht nur mit Stuhl und Tisch, sondern auch mit Fels, Stein, Baum, Tier. Die Einwirkung, die Macht dieser Dinge lebender wie unbelebter bekommt der Wilde, das Kind häufig genug zu spüren, er rechnet mit ihnen und schreibt sie dem Dinge zu als seine bewussten Taten. Wie gross diese Macht ist, kann er natürlich nur aus Erfahrung lernen. Unter Umständen scheint diese Macht sehr gross zu sein: Der Mensch geht einsam, beklommenen Herzens in finsterner Nacht durch das einsame Moor, der Wind jagt Nebelfetzen, gespenstische Gestalten dahin. Da flackert das Irrlicht auf über

den trüben, leise gurgelnden schlammigen Tiefen und sucht den Menschen zu locken in Tod und Verderben. Die Haare sträuben sich, es ist klar, da ist ein Wesen, entsetzlich, voll unheimlicher Gewalt, das da lockt und droht. In Wirklichkeit ist es nur ein kleines harmloses Flämmchen. Welche Kraft der Mensch den Dingen zuschreibt, dafür kommt es eben nicht allein auf das Ding an, sondern vielmehr auf die Umstände, auf die Stimmung, in der es der Mensch sieht. Von der Stimmung ist der Mensch beim Sammeln von Erfahrungen abhängiger, als von der reinen Beobachtung. Durch Kenntniss der Naturgesetze wird natürlich der Wilde ebenso wenig wie das Kind gehindert, der Stimmung, der Phantasie die Zügel schiessen zu lassen. Wenn er am lauen Sommerabend die Frösche quaken hört und damit die angenehme Bestätigung erhält, dass es morgen wieder gutes Wetter wird, ist es für ihn selbstverständlich, dass die Frösche es sind, die das Wetter machen; an sie oder ihren König wird er sich also wenden, wenn er in der Beziehung Wünsche hat. Dass Bär, Wolf, Tiger gewaltige Wesen sind, denen es gut ist, Respekt zu erweisen, versteht man leicht, auch dass ein alter Wolf, den selbst der gewandteste Held nicht hat bezwingen können, in den Geruch unheimlicher Qualitäten kommt; aber selbst ganz unscheinbare Wesen können als Träger furchtbarer Kräfte angesehen werden. Wenn das Klopfen des Spechtes durch den Wald schallt, der Wanderer aufhorcht und lange vergeblich der Ursache des rätselhaften Tones nachforscht, bis er endlich den scheuen Vogel und sein anscheinend unerklärliches Treiben gewahrt, ist es da nicht selbstverständlich, dass der Argwohn aufsteigt: das kleine Wesen übt geheimnisvolle Kunst, wer doch seine Geheimnisse erforschen könnte! Sie alle kennen das deutsche Märchen vom Specht und der Springwurzel, auf die Italiker hat das Treiben des Spechtes einen solchen Eindruck gemacht, dass sie in ihm eins der gewaltigsten Wesen sahen, in dem alle Geheimnisse des Waldes verkörpert sind. Wen hat nicht schon der tiefe Ton der Unke, der schrille Ton des Käuzchens berührt wie ein Laut aus einer andern Welt, und sollte nicht auch mancher hier im Saale sein, der schon mit Entsetzen dem Schläge der Totenuhr gelauscht hat! Schlechthin jedem Dinge kann eben die gewaltigste Macht zugeschrieben werden, es kommt nur darauf an, mit welchen Augen es der Mensch ansieht. Es kann das plötzlich fallende Blatt eines Baumes sein, wenn das Herabfallen in einem Augenblicke der Aufregung dem Menschen nicht durch gewöhnliche Umstände herbeigeführt erscheint. Ich erinnere mich, dass auf der Domäne meines Grossvaters alle Dienstboten der felsenfesten Überzeugung waren, dass das Laub eines bestimmten Baumes zuweilen rausche, ohne vom Winde bewegt zu werden — jedenfalls war es ein Baum mit besonders empfindlichen Blättern —, und dass dies Rauschen aus eigener geheimnisvoller Kraft besondere Bedeutung habe. Wem fällt dabei nicht die Eiche von Dodona ein? Auch Menschen können solche Kräfte besitzen. Vor dem bösen Blick zittert noch jetzt jeder Südländer; jahrhundertlang hat man geglaubt, dass die Könige von England und Frankreich die Kraft besäßen, durch Handauflegen die Epilepsie zu heilen. Im alten Mexiko wurden Menschen, denen man besondere Kräfte zuschrieb, in Tempeln mit Gebet und Opfer verehrt, bis der Tag eines grossen Festes anbrach. Dann nach vielen Ceremonien stürzte sich plötzlich das Volk auf sie, man riss ihnen bei lebendigem Leibe das Fleisch von den Knochen und verschlang es. So wurde man ihrer Kraft teilhaftig, wie der Germane das Herz des Bären verzehrte, um seinen Mut zu erwerben. — Wir sehen, solche Wesen von unheimlicher Kraft können nicht nur Unheil, sondern auch Segen bringen. Verrichtet der Mensch ein Werk, so fühlt er, dass im Grunde der Erfolg nicht von ihm abhängt. Wer ist es nun eigentlich gewesen, der geholfen hat? Sehr wohl verstehen wir es, dass, wenn der Feind getroffen ist, gewissermassen den persönlichen Eigenschaften des Bogens der Erfolg zugeschrieben wird: er hat die Fähigkeit, immer zu treffen. Solch einen Bogen hatte Philoktet; nur dieser Bogen konnte den Pfeil entsenden, der den Paris tötete. In Athen wurden Gegenstände, die den Tod eines Menschen herbeigeführt hatten, gerichtlich bestraft. Aus solchen Anschauungen heraus werden Waffen und Handwerkszeug gewaltige, teils mit Furcht, teils mit Verehrung behandelte Wesen. Die alte Streitaxt im Hause der Atriden, mit der schon so viele blutige Taten geschehen waren, sie ruhte nicht eher, als bis sie für den Mord des Agamemnon Rache genommen hatte durch den Tod der Klytaimestra. Denken Sie an die Schwerter der deutschen Sage, die,

einmal gezogen, nicht in die Scheide zurückkehren, wenn sie nicht Blut getrunken haben. Das geht bis zur verhängnisvollen Gabel. Warum legen die Soldaten den Eid auf den blanken Degen des Offiziers ab? Sie schwören auf die Klinge, nicht auf das Kreuz des Griffes, der Gedanke an das Kreuz Christi liegt also fern. Das Schwert ist der Garant des Eides, wer ihn bricht, den wird es schlagen. — Der Mensch macht übrigens die merkwürdigsten Erfahrungen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, wem der Erfolg oder Misserfolg zuzuschreiben ist. In der Spannung, die den Menschen beherrscht vor Augenblicken wichtiger Entscheidung, sieht er alles um sich her an nur vom Standpunkte seines augenblicklichen Interesses: trägt es dazu bei, die Entscheidung günstig oder ungünstig zu beeinflussen? So werden häufig Dinge, die gerade zufällig ins Auge fallen, mit der Entscheidung in Verbindung gebracht, obgleich sie in Wirklichkeit nichts mit ihr zu tun haben. Der Adler, der über dem Könige erschien, als die Schlachtreihen zusammensetzten, hat den Sieg gebracht. Solche anscheinenden Erfahrungen zusammenzustellen, ein System daraus zu machen und durch Deduction die Lücken der Induction auszufüllen, ist vielleicht die älteste Wissenschaft, die der Mensch versucht hat. Mit den Göttern darf man diese den Erfolg bestimmenden Erscheinungen nicht zusammenbringen, ursprünglich ist der siebringende Adler nicht von Zeus gesandt. Man sieht das deutlich an modernen Analogieen. Wenn der Jäger morgens einer alten Frau begegnet, so glaubt er nicht etwa, dass ihm der heilige Hubertus andeuten wolle, dass er beschlossen habe, ihn heute nichts schiessen zu lassen, sondern das alte Weib ist eben selbst ein Unglücksweib, sie ist an dem Schaden schuld. Was alte Weiber anrichten können, dafür braucht man nur den Hexenhammer nachzuschlagen. Erst wenn die Zeit kommt, wo man alles Geschehen als Fügung eines einheitlichen höheren Weltregiments auffasst, werden diese Glücks- und Unglückswesen zu Dienern einer höheren Macht. Die Zahl solcher Glücksdinge ist Legion. Wie oft hört man Damen sagen: Wenn ich dies Kleid an habe, habe ich Glück! Wie weit verbreitet ist der Glaube an die Kraft von Schmucksachen und Edelsteinen, wobei die Kostbarkeit dazu beiträgt, ihren Nimbus zu verstärken. Dass die Neger dieser Art Vorstellungen besonders huldigen, ist bekannt. Jeder hat in Reisebeschreibungen gelesen, was für sonderbare Gegenstände in Afrika als wunderthätige Wesen angesehen werden, Steine, Holzstücke, tote Tiere, kurz was es auf Erden gibt. Fetische nennt man sie dort, wir wollen diesen Namen etwas ausdehnen, und den Glauben, das jedes Ding, Mensch, Baum, Tier, Stein nicht nur ein lebendes, sondern sogar ein mit den gewaltigsten Kräften ausgestattetes Wesen sein kann, als Fetischismus bezeichnen. Man muss nun aber nicht annehmen, dass bei diesen uns allerdings wunderbar vorkommenden Erscheinungen nach ursprünglicher Vorstellung irgend etwas Übernatürliches im Spiele wäre. Es geht nach Ansicht des Wilden alles ganz natürlich zu, von einem Wunder ist keine Rede, die Eigenschaften seines Fetisches scheinen ihm nicht wunderbarer als alle Eigenschaften und Eigentümlichkeiten irgend eines Wesens.

Im allgemeinen ist es geraten, sich in Güte mit dem Fetisch abzufinden, und da er nun nach Ansicht der Wilden ein lebendes Wesen ist, wie er selbst, mit Willen, Gefühl, Verstand, so versucht man von ihm mit denselben Mitteln wie von einem Mitmenschen zu erreichen, dass er seine Kräfte anwendet resp. nicht anwendet. Besonders eindrucksvoll sind also natürlich wohlgesetzte Ansprachen und Schmeicheleien, Gebete, oder Geschenke, namentlich von Esswaren, Opfer. Beispiele sind wohl unnötig. Noch heute kennen wir das, noch heute muss die Hausfrau die Hauskatze gut füttern, sonst jagt sie das Glück zum Hause hinaus. Unter Umständen wirkt übrigens auch beim Fetisch eine Tracht Prügel Wunder, Sie sehen es geht ganz natürlich zu. Ferner, wie jede Kraft kann auch die seine von einem Stärkeren bezwungen werden, und zwar kann das ein Mensch sein, wie z. B. Herakles, für den Durchschnittsmenschen ist es allerdings ein gefährliches Unternehmen. Der Indianer entschuldigt sich wenigstens beim Bären, ehe er ihn erlegt. In manchen Gegenden Indiens widersetzen sich die Eingeborenen überhaupt jeder Tötung eines Tigers oder einer Schlange, wie im alten Aegypten eines Krokodils. Die Sachsen glaubten, wenn ihr Fetisch, die Irminsul, mit dem Beile verletzt würde, ginge die Welt unter. Wer so etwas aber ungestraft tun kann, erweist sich dadurch selbst als ein Wesen von gleich gewaltigen Kräften. Daher werden so vielfach Missionare die einen Götzen zerschlagen, selbst als göttliche Wesen angesehen. Wenn jemand

aber solche Kräfte nicht in sich verspürt, tut er gut, sich wenigstens mit einem solchen Wesen zu verbünden. Darauf beruht die Magie, der Glaube an Amulette etc.

Solche Fetische kennt jedes Volk. Im Altertum waren besonders die Aegypter ganz in dieser Anschauung befangen. Der Aegypter sah in jedem Krokodil, — da ist es ja verständlich, — aber auch in jedem Ichneumon, jeder Katze, jedem Stier ein solches Wesen und erwies ihm seinen Respekt. Nach dem Tode wurde es einbalsamiert, Tausende von solchen Mumien sind gefunden. — Auch bei den Griechen findet sich dieser Glaube. In Thespieae, Orchomenos, Hyettos, Pharae wurden rohe Steine als Fetische verehrt. In Delphi war das älteste Heiligtum ein runder Stein, den man anbetete, mit Milch, Honig, Oel salbte und mit Binden schmückte. Noch in der attischen Tragödie richten Personen ihre Bitten an den Prellstein vor dem Hause. Holzklötzen oder Stangen, Obelisken, Pyramiden wurde an vielen Orten Verehrung geweiht, ebenso Tieren, wie Störchen, Wiesel, Ameisen, Schlangen etc. Von der Eiche in Dodona war schon die Rede, aber Baumkult war auch sonst verbreitet. Noch Theophrast kennt den Typus des Abergläubischen, der jedem heiligen Steine am Wege seine Andacht zollt. Es gab eine Zeit, wo Athene ein Käuzchen war, Zeus ein Adler, Poseidon ein Ross. Die Böoter nannten noch spät die Dioskuren die beiden Schimmel. Das Schicksal von Ilion war an einen vom Himmel gefallenen Stein geknüpft. Auch die Behandlung dieser Fetische war dieselbe wie bei andern Völkern. Es finden sich selbst Beispiele, wo sie Prügel bekommen, oder festgebunden werden, damit sie nicht weglaufen können. Kurz, wir sehen, dass die Griechen auch einmal auf einer Stufe gestanden haben, wie wir sie uns roher garnicht vorstellen können, und zugleich, dass diese rohen Vorstellungen nie ganz verschwunden sind, gerade so wenig wie bei uns.

Die Zahl solcher Fetische war natürlich sehr gross, es gab sie überall, jedes Ding konnte einer sein. Die einzelnen waren vergänglich; erfüllte einer die Erwartungen nicht, wurde er weggeworfen, ein anderer trat an die Stelle. Einige schienen sich besonders zu bewähren und genossen besonderes Ansehen: eine Auslese trat ein; einige erhoben sich über die Masse, — an sie knüpfte sich die Weiterentwicklung, — während die anderen auf ihrem primitiven Standpunkte blieben. An die Auserwählten setzte sich dann eine allgemeine regelmässige Verehrung. Ursprünglich ist in Aegypten ein jedes Krokodil, Katze, Stier ein Fetisch, dann aber glaubte man bei gewissen Exemplaren an bestimmten Merkmalen zu erkennen, dass die inwohnenden Kräfte besonders ausgebildet wären, deshalb suchten die ägyptischen Priester aus allen Stieren den Apis heraus. Während die übrigen ihre unheimlichen Eigenschaften verlieren, kann man den Apis schon einen Gott nennen. Auch in anderen Fällen tritt so ein Repräsentant an Stelle der ganzen Klasse.

Es wird Ihnen aufgefallen sein, dass wir bis jetzt von einer Eigenschaft des Göttlichen noch gar nicht gesprochen haben, an die wir in erster Linie zu denken pflegen, ich möchte sie kurz das Überirdische nennen. Dem Fetisch kommt, wie wir sahen, diese Eigenschaft nicht eigentlich zu, er ist ein bestimmtes, materielles Ding. Woher stammt denn nun das Überirdische?

Um das zu verstehen, müssen wir einen kleinen Umweg machen. Wenn ein Wilder Schmerzen hat, von einer Krankheit befallen wird, so stellt er sich vor, dass ein Wesen in ihn hineingekrochen sei und ihn beisse und quäle. Unsere Kinder denken noch genau so, und die Erwachsenen stellen sich unter einer Lungenentzündung meist auch etwas ziemlich Konkretes vor, das im Menschen sitzt, und verstehen darunter nicht nur eine Anzahl zusammenhängender Tätigkeiten und Veränderungen des Körpers. Der Wilde zitiert nun einen Medizinmann; und dieser sucht das Krankheitswesen zu entfernen, indem er es unter verschiedenen Manipulationen herauszieht, oder durch Anwendung von allerlei Schreckmitteln, furchtbarem Geschrei, Paukenschlagen verjagt, — unsere Kinder pusten es weg, — oder er versucht es in Güte herauszulocken, wobei er ihm menschenfreundlicher Weise den Leib eines guten Bekannten als empfehlenswerte Behausung anpreist. Die Krankheit ist also ein Wesen, das entweder durch eigene Kraft, oder durch jemanden, der die Kraft dazu besitzt, in den Menschen hineingelangt ist. Häufig bezeichnet geradezu der Medizinmann irgend ein auffallendes Ding am oder im Kranken als die Krankheit; vorsichtiger Weise versieht er sich wohl auch selbst vorher mit etwas

Geeignetem, einem Stück Holz etc., zieht es angeblich aus dem Kranken hervor und entfernt damit die Krankheit. Sie werden sich nun ähnlicher Vorstellungen bei Besessenheit, Epilepsie erinnern; da hat auch ein schreckliches Wesen Besitz vom Menschen genommen und wird durch Beschwörungen vertrieben. Auch der Wahnsinn ist eine Furie, eine Lyssa, die den Kranken mit dem *κέντρον* stachelt und vorwärts treibt zu schrecklichen Taten. Der göttliche Wahnsinn, die dichterische Begeisterung ist eine Nixe, eine Muse, die den Dichter gepackt hat; und häufig hat ja auch der Dichter die Empfindung, dass er bei seiner Tätigkeit gar nicht beteiligt sei, sondern dass ein fremdes Wesen in ihm seine Worte hervorstoße. Auch die Sünde wird häufig ähnlich aufgefasst. Diese Vorstellungen gehen aber noch viel weiter. Die Erlebnisse des Traumes hält der Wilde für etwas Reales. Der Körper aber liegt wie tot auf dem Bette und hat an den Erlebnissen keinen Anteil. Es ist also ein Etwas aus ihm herausgekommen, hat ferne Gegenden besucht, Freunde gesprochen, Taten getan. Seele in unserem Sinne darf man dies Etwas nicht nennen, denn es schläft, wenn der Mensch wacht, und ist tätig nur, wenn der Mensch schläft. Die Griechen nennen es *ψυχή*, vom Menschen selbst wird es deutlich getrennt. Ein ähnliches Wesen ist es, das im Körper atmet, der *θυμός*; er ist es auch, der in uns will, der zornig wird, wenn sein Wollen nicht erfüllt wird, dann gerät der Atem in Aufregung. Auch der *νοῦς* ist etwas Ähnliches. Lange Zeit stehen diese im Menschen vorhandenen Wesen ziemlich selbständig neben einander, erst später werden sie von der Philosophie zu einer Einheit, unserer Seele, verschmolzen. Auch unsere Gedanken sind nicht nur Tätigkeiten des Gehirns, sondern wirkliche Wesen, Vögel, die in uns hineinfliegen, Würmer, die hineinkriechen, oder ein Ding, dass die Götter in unser Zwerchfell legen. Ich erinnere ferner an die *ἔπεα πτερόεντα*, offenbar Vögel. Sogar der Name ist ein solches Wesen. Wenn dem Enkel der Name des toten Grossvaters beigelegt wird, nur das ist ursprüngliche Sitte, so geht etwas ganz Wirkliches vom Grossvater auf den Enkel über. Der „Name“ Gottes ist ein Wesen von gewaltiger Kraft. Wenn man den Namen jemandes in der Gewalt hat, ihn weiss, hat man einen wirklichen Teil von ihm in der Gewalt, vergl. das Märchen von Rumpelstilzchen und viele magische Gebräuche. Dasselbe gilt vom Schatten; man kann ihn verkaufen wie Peter Schlemihl, nach dem Tode des Menschen lebt er ruhig weiter, und nach den Vorstellungen einiger Völker ist es ein Zeichen nahen Todes, wenn er sich vom Menschen trennt. Ferner die Gestalt. Sie ist vom Menschen trennbar, die Vereinigung ist gewissermassen zufällig, wie übrigens auch die der *ψυχή* mit ihrem Körper, und kann deshalb gelöst werden. Es gibt Menschen, die ihre Gestalt verlassen, in eine andere eingehen, oder auch andere Menschen in beliebige Gestalten bannen können. Die Gestalten existieren auch ohne Substanz, die *σχήματα*, die Welt der Schemen. Das Bild ist diese reine Gestalt, daher ist die Änderung oder Vernichtung des Bildes Änderung oder Vernichtung der Gestalt; das letztere streicht den Betroffenen aus dem Reiche des Gestalteten, ist also dem Tode gleich. In wie hohe Kreise diese Vorstellungen ragen, dafür nur zwei Beispiele. Nach Demokritos ist der Vorgang beim Sehen folgender. Aus dem Wesen heraus, das ich erblicke, lösen sich kleine Wesen, Abbilder, Eidola (das Wort wird auch für die Seele gebraucht), fliegen zu mir herüber und dringen durch mein Auge in mich ein. Und Plato. Wie kommt er zu der Ansicht, dass die Idee, der Begriff eines Dinges, also ein Produkt meines Gehirns, ein existierendes Ding ist? Jetzt ist es klar, wie Name, Schatten, Gedanke, Traumseele, Atem wirklich selbständige Wesen sind, die in dem Menschen wohnen, aber auch getrennt existieren können, so ist auch der Begriff, die Gestalt eines Dinges, ein eigenes Wesen, gewissermassen seine Seele. Daher meinte Plato auch später, dass man die Idee nicht durch Dialektik gewinne, sondern durch Erinnerung an das Leben vor der Geburt, in dem die Seele mit den anderen Seelen zusammenlebte. Viele dieser Seelenwesen wie ich sie kurz nennen möchte, haben nun eine übermenschliche Gewalt. Die Furcht ist ein grauenhaftes Untier, das aus dem Dunkel an den Menschen heranschleicht. Das Aufhören der Lebensfunktionen, also etwas Negatives, ist eins der gewaltigsten Wesen: der Tod. Wenn Dike oder Themis neben Zeus sitzt, in der Hand eine goldene Wage, so ist das keine Allegorie, sondern die Gerechtigkeit des Zeus wird als wirkliches Wesen aufgefasst, das in oder

neben Zeus Platz genommen hat. Wenn der Römer die *concordia populi Romani*, die *clementia Caesaris*, die *providentia augusta* und Ähnliches verehrt, ihr Tempel weihet, so ist das nicht eine frostige mythologische Personification, sondern diese uralte Vorstellung liegt zu grunde: unsere Eigenschaften sind wirkliche Wesen, die uns regieren, von uns Besitz genommen haben. Man könnte diese Vorstellung die Psychologie des Urmenschen nennen. Es ist im Grunde dieselbe Anschauung wie die, von der wir ausgegangen sind, nämlich dass der Urmensch Alles und Jedes als lebendes Wesen mit Gefühl, Willen, Verstand ansieht nach Analogie seiner eigenen Person. Eine Folge dieser Auffassung ist es, dass nicht nur die Teile seines Körpers zu eigenen Personen werden, — ich erinnere an die Geschichte vom Streite des Magens und der Glieder, — sondern auch seine Kräfte und Eigenschaften. So ist die bei vielen Völkern z. B. den Ägyptern verbreitete Ansicht zu erklären, dass in jedem Menschen verschiedene Seelen ihre Wohnung haben.

Nach dieser Psychologie mussten nun auch jene Fetischkräfte im Baum, Tier, Mensch, als eigene Seelenwesen aufgefasst werden. An diese Seelenwesen knüpft sich die weitere Entwicklung zu eigentlichen Gottheiten. Es trennt sich die überirdische Kraft vom irdischen Objekt. Neben dem heiligen Baume steht die Nymphe, die in ihm wohnt, das Dämonische in ihm. Etwas Ähnliches kennen wir auch. Jede Pflanze besitzt, das ist offenbar, eine Wachsekraft, Vegetationskraft. Nimmt man einen Zweig (Maibaum, Eiresione), ein Aehrenbündel (letzte Garbe, Erntekranz), so hat man einen Teil dieser Kraft und kann sie beliebig, wir würden sagen zauberisch, verwenden, wo es not tut, oder für das nächste Jahr aufheben. Auch diese Kraft wird zur Person, Maikönigin, Kornmuhme, Wesen, die bei den Griechen mit der Demeter verschmolzen sind. Das Dämonische im Krokodil wird ein eigenes Wesen, Sebák. Vom Käuzchen wird abgetrennt die Athene, vom Adler der Zeus. Der Zusammenhang zwischen den beiden Wesen ist verschieden eng. Sehr eng ist er bei der Nymphe, sie lebt mit dem Baume, wird geboren, stirbt mit ihm. Weniger eng ist er beim Sebák. Wenn das Krokodil stirbt, in dem er lebt, sucht er sich ein anderes und lebt in ihm weiter; ich erinnere an Buddha. Athene und Zeus nehmen nur zuweilen noch einmal die Gestalt des Tieres an, im Verhältnis zum Gefässe, in dem sie wohnt, ist eben die Kraft das Wichtigere, darüber tritt der Fetisch zurück, wird bedeutungslos, häufig vergessen. Das Wirken der Kraft ist nun nicht mehr an einen bestimmten Ort gebunden, sie kann sich frei bald hier bald da offenbaren, wie alle Seelenwesen in jedem Dinge Wohnung nehmen. Sie geht in einen Menschen ein, man nennt das *ἐνθουσιασμός*, aber die Dämonen fahren auch in die Sauherde. Der Poltergeist spukt bald hier bald dort, durch eine stärkere Kraft wird er selbst in eine Flasche gebannt. Das Wesen redet zu uns durch das Rauschen der Eiche und aus dem Munde eines Freundes. Ja, es kann in den Körper eines Schlafenden einziehen und in dieser Gestalt Taten verrichten, ohne dass es der Betroffene merkt. Begreiflicher Weise wird es aber nie selbst sichtbar, nur in seltenen Momenten, namentlich in Momenten der Aufregung glaubt man es zu erblicken. Die verschiedenen Versuche, dies zu erklären, führen schliesslich dahin, die sinnliche Wahrnehmbarkeit, die Körperlichkeit dieser Wesen mehr und mehr abzustreifen. Diese Nichtsichtbarkeit ist für die Religion von grösster Bedeutung, sie ist der Anfang der Transzendenz des Göttlichen, die Trennung des Überirdischen und Irdischen bahnt sich an, es gibt eine Sphäre, in die der Mensch nur selten eindringen kann, eine Grenze, die nur wenigen Begnadeten nicht verschlossen ist. Geheimnisvoll und gespenstisch entziehen sich diese Wesen der Nachforschung, man kann sie nicht fassen und darum auch nicht bezwingen, ihre Macht wird dadurch noch erhöht. Aber übertreiben wir nicht. Die prinzipielle Unsichtbarkeit und die Transzendenz entwickeln sich erst allmählich aus der Tatsache, dass diese Wesen nie sichtbar werden, sind nicht mit ihrem Begriff notwendig verknüpft. Im Gegenteil, wir haben gesehen, dass das Krankheitswesen zum Teil derb sinnlich aufgefasst wird. Das wird das Ursprünglichste sein, gestalt- und körperlos sind sie erst bei fortschreitender Entwicklung geworden. Alles Wissen um diese Gestalt ist natürlich nur Vermutung. Wenn wir also bedenken, was wir vorher über das Wesen der „Gestalt“ gesagt haben, werden wir uns nicht wundern, dass das Band, das diese Wesen mit ihrer „Gestalt“ verbindet, besonders lose

ist. Sie wechseln die Gestalt wie ein Kleid, daher ihr Charakteristikum *mutare formas, μορφήν ἀμείψαι*. Es berührt sich das aufs engste damit, dass sie in jedem Dinge ihren Wohnsitz nehmen, also auch sich leerer *σχήματα* bedienen können. Was nun die eigentliche Gestalt dieser Wesen angeht, so hat die Spekulation freie Hand. Von der Natur, dem Begriffe jedes Wesens ausgehend, sucht sie eine passende Verkörperung. Jedes Geschöpf, Tier und Mensch kann seine Züge herleihen. Häufig liegt die Gedankenverbindung, die die Auswahl beeinflusste, klar zu Tage, z. B. warum der Seele Vogelgestalt, dem Sebâk Krokodilskopf zugeschrieben wird. Besonders beliebt aber sind Mischungen verschiedener Wesen, Löwenkopf, eine Schlange als Schwanz, Geierkrallen, denn die Phantasie kann sich nicht genug tun, allen Teilen der unheimlichen Wesen eine möglichst ihrem Charakter entsprechende Ausgestaltung zu geben durch Häufung bezeichnender Einzelheiten. Namentlich die indische, chinesische, mexikanische Religion liebt solche Zerrbilder. Meist sind bei diesen Mischwesen menschliche Bestandteile nur Ingredienzien, und gerade das Göttliche an ihnen wird durch tierische Züge veranschaulicht, während die menschlichen Teile gewissermassen nur das Gerüst bilden. Rein menschliche Gestalten ohne irgendwelche Beimischung treten seltener auf. Auf dieser Stufe sind viele Völker stehen geblieben, und ihre Geisteskraft hat sich darin erschöpft, diese Vorstellungen immer phantastischer und ungeheurerlicher auszumalen, bis der Gipfel des Aberwitzes erreicht ist. Bei den Griechen nahm die Entwicklung einen anderen Gang. Zwar ist auch ihnen diese Anschauungsweise nicht von Anfang an fremd gewesen. Giganten, Kentauren etc. beweisen das. Ferner sind namentlich auf den Inseln Tausende von geschnittenen Steinen ältester Zeit gefunden, auf denen solche Mischwesen dargestellt sind. Sie zeigen, dass wenigstens gewisse Teile des Völkergemisches, aus denen sich die hellenische Nation entwickelt hat, wahrscheinlich die kleinasiatische Rasse (*Chimaira*) einmal stark in diesem Vorstellungskreise befangen waren. Aber je schärfer sich das spezifisch hellenische Volkstum herauskrystallisiert, desto mehr tritt diese Anschauung in Kunst und Religion zurück. Die Inselsteine werden seltener, mit Aufhören der mykenischen Zeit verschwinden sie ganz. Die Kunst der folgenden Zeit, namentlich die korinthische, kennt solche Wesen wohl noch, sie haben aber wohl nur dekorative Bedeutung. In der Religion dieser Zeit, der Religion Homers ist diese wilde, wirre Welt bis auf Überbleibsel beseitigt. Das Menschliche, das eine so bescheidene Rolle spielte, ist zur vollen Herrschaft gekommen, von tierischen Bildungen keine Spur. Nur leise Züge, Attribute etc. erinnern zuweilen daran, dass diese Götter auch einmal andere als menschliche Formen gehabt haben. Wenige Religionen haben es erreicht, so völlig alles Tierische von den Göttern abzustreifen. Ein ungeheurer Fortschritt! Nur dadurch war es möglich, in der Religion alles das Ideale niederzulegen, was des Menschen Brust bewegt. Wie wäre das bei jenen Götzen möglich gewesen! Wodurch ist nun dieser Fortschritt herbeigeführt? Man hat vermutet, der Mensch habe eingesehen, dass nichts Gewaltigeres auf Erden lebt, als der Mensch, und darum sich auch diese gewaltigen Wesen als Menschen vorgestellt. Aber der Menschheit, die wir heute kennen gelernt haben, lag dieser Gedanke noch sehr fern. Wenn er so früh schon selbstverständlich gewesen wäre, würde er dann dem Sophokles noch so imponiert haben, dass er ihm in der *Antigone* ein eigenes Chorlied widmete? Aus einer einzelnen Erwägung ist das überhaupt nicht zu erklären. Man kann diesen Charakterzug der homerischen Götter nicht trennen von einer Reihe anderer, über die wir noch sprechen werden, in deren Zusammenhang wird er seine völlige Erklärung finden.

Hier möchte ich nur noch betonen, dass es nicht einmal den anderen Griechen so völlig gelungen ist, alle Züge dieser grotesken Phantastik abzustreifen. Die homerischen Gedichte sind bei den kleinasiatischen Ioniern zwischen ca. 900 und 700 v. Chr. entstanden. Nur für diesen Stamm, diese Gegend, diese Zeit sind also die homerischen Gedichte beweisend, dort müssen damals die homerischen Vorstellungen herrschend gewesen sein. Das europäische Griechenland hat an den homerischen Gedichten keinen Anteil. Wir dürfen daher auch nicht voraussetzen, dass die dortigen religiösen Anschauungen die homerischen waren, dass der Peloponnesier, der Böoter sich die Götter so vorstellte, wie Homer sie schildert. Wir haben auch schon an einigen Beispielen gesehen, dass im eigentlichen Griechenland noch Jahrhunderte später viel rohere Vor-

stellungen herrschten. Ich erwähne noch, dass in Arkadien Demeter einen Pferdekopf hatte, an vielen Orten namentlich des Peloponnes gab es wolfgestaltete Götter, überall dachte man sich Gottheiten als Schlangen. Von Fetischen war schon die Rede. Diese und viele andere Beispiele zeigen, dass das Mutterland noch tief in primitiven Anschauungen steckte, zurückgeblieben war auf einer Stufe, von der Homer zwar auch ausgegangen, die er aber längst überschritten hatte. Die homerische Religion ist also nur die eines Teiles des griechischen Volkes, der höher entwickelt war als die übrigen Stämme. Wie scharf man trennen muss, sieht man daran, dass nicht nur die religiöse Stufe sondern sogar die verehrten göttlichen Personen zum Teil ganz verschieden waren von denen Homers, und so ist es einer der schlimmsten Fehler, dass man die Götter Homers als die ganz Griechenlands, seine Religion als gemeingiltig ansieht. Ein Beispiel wird das schon zeigen. Hera nimmt in der homerischen Götterwelt einen hohen Platz ein. Aber ein Athener betet nicht zur Hera, in seinem Glauben hat sie keinen Platz, nur durch die Literatur ist sie natürlich auch ihm bekannt. Sie hat überhaupt nur an ganz wenigen Stellen Verehrung gefunden. Die Stelle, an der ihr Kult entstand, ist Argos. Als dann die Inseln des ägäischen Meeres vom Mutterlande aus kolonisiert wurden, wanderte Hera mit und siedelte sich auch an in Euböa und Samos. Von diesen drei Plätzen aus hat sich der Kult allmählich ausgedehnt, ist aber immer auf beschränkte Gebiete verbreitet geblieben, Hera war also durchaus nicht eine Gottheit aller Griechen. An ihr können wir übrigens noch den Übergang vom Tierfetisch zur menschlichen Gestalt gut beobachten. Sie war ursprünglich ein Kuhfetisch. Uns befremdet ein solcher Gedanke, aber je mehr ein Volk von Bauern und Viehzüchtern auf das Gedeihen der Herden angewiesen ist, von denen ihr Reichtum und Glück, ihre Existenz abhängt, desto näher liegt es, in diesen Tieren eine segenspendende Macht verkörpert zu sehen — ich erinnere an die Isis — ja schliesslich, wie die Inder alles Heil im Himmel und auf Erden von einer himmlischen Kuh ausgegangen zu glauben. Noch bei Homer heisst Hera kuhgesichtig. In Argos, genauer in Mykene, ist ein riesiger abgebrochener Kuhkopf gefunden, ich erinnere an das goldene Kalb der Juden. Euböia, schöne Kuhtrift, heisst der Berg, an dem das Heiligtum der Hera in Argos lag, der Name ist dann auf die gleichnamige Insel hinübergewandert. Namentlich ist aber die argivische Sage von der Jo bezeichnend. Diese Sage zeigt uns ganz deutlich, dass man sich die Gemahlin des Zeus als Kuh dachte. Da haben wir übrigens nicht nur die älteste Gestalt der Göttin, vielleicht auch den ältesten Namen. Als man wohl in Samos anfang, sich die Göttin in menschlicher Gestalt vorzustellen, liess sich der alte Name von der Tiergestalt nicht mehr trennen, die menschliche Gottheit nannte man einfach „Herrin“, sie löste sich gewissermassen ab als neue göttliche Person, sie wurde nun die eigentliche Göttin. Dass auch der Kuhfetisch zu Zeus in intimum Verhältnis stand, war überliefert, aber die Vorstellung war befremdlich, man erklärte es sich dadurch, dass man das Tier für eine verwunschene Jungfrau erklärte. Als Motiv der Verwandlung lag Eifersucht nahe, da Zeus durch diese Entwicklung der ursprünglichen Verhältnisse jetzt zwei Gemahlinnen bekommen hatte. So ist das Charakteristikum der Eifersucht in das Bild der Hera gekommen, das dann von so grosser Bedeutung wird. Aber selbst, als der alte Fetisch längst verschollen war, verriet noch ein Zug die ursprüngliche Identität beider Personen, die Jungfrau ist die Priesterin der Göttin. Der Natur der Sache nach ist wohl schon der Kuhfetisch besonders von den Frauen verehrt, denn ihnen liegt die Milchwirtschaft ob, und auch Hera ist immer eine Göttin der Frauen geblieben, ihr himmlisches Vorbild, ihre Schutzheilige ist sie, die Himmelskönigin und göttliche Hausfrau. Der Hausfrau Freuden und Leiden sind auch die ihrigen, sie kennt sie selbst, hat sie sie doch auch empfinden müssen, und hat darum das beste Verständnis dafür. Ich erinnere an die mater dolorosa, vor der sich die gramgebeugte Mutter in den Staub wirft, deren Herz zerrissen ist, weil ihr das Beste, das Einzige geraubt ist; die himmlische Mutter kann allein ihren Schmerz ganz verstehen und mitfühlen, denn auch ihr haben sieben Schwerter das Herz durchbohrt, als ihr himmlischer Sohn tot in ihren Armen lag; sie allein vermag die Kraft zu geben, das furchtbare Leid zu tragen. Nur Hera allein vermag den leidenschaftlichen Schmerz der griechischen Hausfrau mitzuempfinden, wenn das Herz

des Mannes einer anderen zuneigt, denn auch sie kennt ja diese Qualen. Wer möchte sich in solcher Angelegenheit an Athene oder Aphrodite wenden. — Auch Hephästus war nur einem kleinen Teile des griechischen Volkes bekannt. Die Insel Lemnos war bis in geschichtliche Zeit nicht von Griechen, sondern von Barbaren bewohnt, von deren Wildheit man sich in der Umgegend die schauerlichsten Geschichten erzählte. Mit Schauer und Grauen sahen die Nachbarn, der vorüberfahrende Schiffer, wie der gewaltige Berg der Insel, der unnahbar und düster aus dem Meere aufsteigt, in Flammen und Rauch gehüllt war. Sonst kommen vulkanische Erscheinungen in Griechenland nicht vor. So schien es offenbar, dass auf der unheimlichen, ungestalteten Insel furchtbare missgestaltete Dämonen, Hephästos und seine Schar, ihr Wesen trieben. Die Inseln um Lemnos sind also die Heimat dieses Glaubens. Von dort verbreiteten sich die Erzählungen weiter, namentlich nach Jonien. Und nun sehen Sie, wie dort diese Gestalt gemildert wird zum Repräsentanten der Schmiede und Erzgiesser, der durchaus seinen urweltlichen Charakter verloren hat. Ein religiös verehrtes Wesen scheint er so gut wie nirgends gewesen zu sein, selbst in Lemnos kann sein Kult nicht älter sein als die Eroberung der Insel durch die Griechen. In Athen ist sein einheimischer älterer Konkurrent Prometheus. — Hermes scheint im Peloponnes nicht bekannt gewesen zu sein. Sie kennen alle die Geburt des Hermes auf dem Berge Kyllene. Aber der Held dieser Geschichte ist ein listiger Zwerg, der bei seinem „Mütterchen“ Maia in der Grotte, das heisst Kyllene, wohnt. Seine Streiche sind schlaue Koboldstreiche. Die schönsten Rinder der Welt stiehlt er, wobei er ein listiges Schelmenstück aussinnt, um die Spuren zu verwischen. Unterwegs begegnet er dem schwatzhaften alten Battos. Der verspricht, nichts zu verraten, aber der Kobold kennt seine Leute. Er kehrt in veränderter Gestalt zurück, fragt ihn aus, und nun kann das alte Klatschmaul den Mund nicht halten. Zur Strafe wird er in ein Echo verwandelt, das am Kyllene wohnt. Kaum ist der Zwerg zu Hause, so kommt wutschnaubend der Bestohlene, schleunigst kriecht der Kobold in sein Bettchen und spielt das unschuldige Kindlein, das solcher Streiche unfähig ist. Das könnte bei Grimm stehen unter den Märgen vom Däumling und dem grossen Tolpatsch. Hermes dagegen ist ein ganz anderes Wesen, kein Zwerg. — Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass selbst Zeus keineswegs in dem Sinne, wie man meist annimmt, allgemein griechischer Nationalgott war. Man hat zwar früher geglaubt, in ihm den uralten, allen Indogermanen gemeinsamen Götterherrscher vor sich zu haben. Man stellte ihn gleich mit Juppiter bei den Italikern, Ziu bei den Germanen, Diauspitar bei den Indern. Aber Ziu muss bei Seite gelassen werden. Sein Name ist das indogermanische *deivos deus*, Gott, nicht *djeus* Himmel, was in dem griechischen, italischen, indischen Namen steckt. Nun finden wir den „Himmel“ fast bei allen Völkern der Erde, nicht nur bei den indogermanischen, als persönliches, gewaltiges Wesen aufgefasst. Nach dem, was wir früher ausgeführt haben, ist das auch sehr verständlich, namentlich da der Himmel und die Vorgänge an ihm für das Leben jedes Volkes von der grössten Bedeutung sind. Und überall knüpfen sich an den Vater „Himmel“ und Mutter „Erde“ eine Reihe von primitiven Vorstellungen. Dass das auch bei einigen indogermanischen Völkern der Fall ist, ist also nicht auffallend, ebensowenig dass sie für diese Vorstellung das gemeinindogermanische Wort gebrauchen. Der indische Dyaus hat sich über diese primitive Stufe kaum erhoben. Auch Juppiter zeigt sie noch sehr deutlich. Das nur kann man den ererbten Besitz nennen. Auch das ist nicht merkwürdig, dass sich daraus gewisse ähnliche Folgerungen ergeben haben. Es liegt zu nahe, dass der Himmels Herr auf einem hohen Berge seinen Sitz erhält, der wie der Olymp die ganze Landschaft und den Himmel beherrscht, der für die ganze Umgegend das Wetter macht, und dass er von hier aus mit Blitz und Donner, Wolken und Sturm gewaltig gebietet. Das ist auch bei anderen Völkern geschehen. Nicht einmal das ist merkwürdig, dass der Himmels Herr wie bei vielen Völkern unter den Göttern eine bevorzugte Stellung einnimmt, wenn in vorgeschrittenen Zeiten die Götter aus dem geräuschvollen Treiben menschlicher Niederlassungen, in deren nüchterner Atmosphäre das Geheimnisvolle keine Stätte mehr hat, sich zurückziehen in die Einsamkeit des unbetretenen Hochgebirges, des Olymps, des Brocken, und sie schliesslich auch von da vertrieben werden in den Zufluchtsort, der allein der platten

Neugier unzugänglich ist, den Himmel. Dabei muss man aber bedenken, dass Juppiter Götterkönig doch wohl nur durch den Kult der kapitulinischen Götterdreiheit geworden ist, ein Kult, der jedenfalls griechischen Ursprungs ist; ob die Römer vorher überhaupt einen Götterkönig gehabt haben, scheint mir mindestens ungewiss, zu einem eigentlichen Staate haben es ihre Götter wenigstens nicht gebracht. Diese Aehnlichkeiten erklären sich also auch, ohne dass wir annehmen, sie wären ererbt aus einer Zeit, in der Griechen und Römer noch eine ungetrennte Einheit bildeten. Ja, nichts spricht dagegen, dass nicht einmal diese Nationen als Gesamtheit die Träger der Weiterentwicklung waren, sondern nur einzelne Stämme derselben, — die Grundvorstellung ist, wie wir sahen, fast allen Völkern gemeinsam, — und dass dann diese ausgebildeten Vorstellungen sich über die ganze Nation verbreiteten. Von dem Kulte des Juppiter Capitolinus ist das sicher, der hat sich von Rom aus erst über ganz Italien verbreitet. Auch Zeus scheint nicht von Anfang an allen Griechen gemeinsam. Er scheint in Thessalien einheimisch zu sein, von da ist er mit den Bewohnern gewandert, einmal übers Meer nach Asien, wir finden da den Olymp wieder, zweitens nach Süden, und über Argos in den Peloponnes eingedrungen bis nach Olympia. — Wir sehen also, die Götter Homers sind keineswegs überall Bestandteile der anerkannten Religion, und ebensowenig spielen alle Götter, die in Griechenland verehrt werden, in den homerischen Gedichten eine Rolle. Selbst grosse wichtige und weitverbreitete Gottheiten werden garnicht erwähnt, oder nur so, dass man deutlich sieht, die Dichter haben von ihnen nur eine verlorene Kunde, in ihren eigenen religiösen Vorstellungen haben dieselben keinen Platz. Von Dionysos will ich nicht reden, dessen Kult hat sich wohl erst später verbreitet, auch nicht von Demeter, da liegen besondere Gründe vor, aber z. B. Pan wird von Homer nirgends erwähnt, obgleich er im Peloponnes doch eine herrschende Stellung einnimmt. Von den Chariten hat Homer nur eine ganz abgeblasste Vorstellung, sie sind für ihn nur Huldinnen. In ihrer Heimat Böotien aber sind sie gewaltige Erdgottheiten, wie die Eumeniden, Erdmütter, wie Demeter mit ihrer Tochter; man denke nur an Pindar, der sie als heimatliche Gottheiten kennt. Es ist also keineswegs die ganze griechische Götterwelt, die im Homer erscheint. Das ist ja auch ganz selbstverständlich. Denken Sie an das zurück, was ich von den Fetischen und Seelenwesen der Vorzeit erzählte. Solche Wesen sind natürlich zu Tausenden entstanden, in jeder Gegend selbstverständlich andere. Teils blieben sie auf dieser rohen Stufe stehen, teils entwickelten sie sich zu höheren Formen; teils versanken sie mit der Zeit in Vergessenheit, teils verbreiteten sie sich über weite Gebiete, verschmolzen auch wohl mit anderen ähnlichen Wesen. Aber zu allen Griechen ganz durchgedrungen ist wohl kaum einer. Ich betone also noch einmal, weder die Vorstellungen von den Göttern, noch die göttlichen Personen selbst, die wir bei Homer kennen lernen, sind die ganz Griechenlands, sondern die Joniens. Im Mutterlande sind die Götter noch die alten wilden Gestalten, bleiben es z. T. immer wie Pan, nur die Götter Joniens steigen hinauf in jene Sphäre idealer Herrlichkeit und Schönheit, von der uns noch ein Abglanz leuchtet, wie aus einer Welt ewig frischer, selbtherrlicher Jugendkraft. Welche inneren, welche äusseren Erfahrungen diesen feurigsten und geistreichsten Volksstamm, den Griechenland, den die Welt hervorgebracht hat, dahin führten, der Frage wollen wir uns nun zuwenden.

Wir sahen schon, dass die gewöhnlichen Erklärungsgründe nicht ausreichen, dass wir uns tiefer versenken müssen in die homerischen Religionsvorstellungen. — Auf der primitivsten Stufe stehen die dämonischen Wesen durchaus vereinzelt. Der Fetsch des Negers hat weder Vater noch Mutter, weder Sohn noch Tochter. Das Gespenst im verrufenen Busch denkt sich kein Mensch mit einem Anhang weiterer gespenstischer männlicher und weiblicher Familienmitglieder. Man hat Angst vor ihm, geht ihm infolge dessen aus dem Wege, von seinen Taten erzählt man Schauergeschichten, aber niemandem fällt es ein, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer wohl sein Vater gewesen ist.

Nun ist es eine der bekanntesten Erfahrungen der Religionsgeschichte, dass der Gott alles das auch haben muss, was der Mensch besitzt, ist er doch, wie wir gesehen haben, ein Wesen von denselben Empfindungen und Wünschen wie der Mensch. Ursprünglich legt der Mensch dem gefürchteten Wesen, um seine Unterstützung zu er-

halten, unter den Busch, in dem es sich aufhält, als Geschenk die kümmerlichen Nahrungsmittel, die er selbst genießt, Beeren, Pilze etc. Wenn er dann lernt, Körner zu zerquetschen, mit Salz und Wasser zu vermischen, muss der Gott diesen Brei auch erhalten. Aber auch die älteren Nahrungsmittel bringt man ihm noch weiter, denn man kann nie wissen, ob er nicht grade für sie eine besondere Vorliebe hat. So konservieren sich im Kult uralte Gewohnheiten sehr lange. Nach Erfindung des Feuers röstete man den Brei auf heißen Steinen zu Brot, Kuchen, bekanntlich ein sehr grosser Fortschritt, denn dadurch wird das Mehl erst aufgeschlossen. Aber wieder wird der alte Mehlbrei, puls, trotz seiner Unverdaulichkeit doch auch weiter gereicht, die Götter sind eben sehr konservativ. Nach Erfindung des Feuers kann auch das Fleisch verdaulicher gemacht werden, zuerst durch Braten, Rösten, denn dazu braucht man keinen Topf. Seitdem ist die Lieblingsspeise der Menschen und Götter Braten. Das Kochen ist die jüngste Errungenschaft; in irdenen Töpfen ist es nur schwer durchzuführen vermittelt heisser Steine, vor der Verbreitung der Metalltöpfe ist es also wohl kaum allgemeiner geworden. Bei Homer spielt es noch keine Rolle, es ist so jung, dass es in den griechischen Kult nicht eingedrungen ist. — Dieselbe Entwicklung können wir bei der Anwendung von Getränken feststellen. Die ältesten sind jedenfalls Wasser, Milch. Dann kommen gegorene. Aber viele Göttheiten haben sich weise immer auf die alten, harmlosen Getränke beschränkt und alle alkoholischen verschmäht; bei den Griechen sind es die unterirdischen; den Gevatter Tod betrunken zu machen, das wagen nur ganz freche Menschen. Die meisten aber wissen die Annehmlichkeiten gegorener Getränke wohl zu schätzen. Die alkoholische Gärung ist bekanntlich von dem Zusatze von Zucker abhängig, Honig aber ist das älteste Süßungsmittel, so finden wir bei fast allen Völkern zuerst gegorenes Honigwasser. Dies Getränk ist Meth, Nektar. Nektar ist also ein wirkliches Getränk nicht nur der Götter, sondern auch der Menschen, während Ambrosia, wie schon der Name „Unsterblichkeit“ sagt, nichts Wirkliches, sondern etwas Symbolisches ist, nur ein Ausdruck für den Gedanken: die Götter sind unsterblich, weil sie die Speise „Unsterblichkeit“ gegessen haben, wie der alte Germane „Mut“ isst, wenn er das Herz des Bären verzehrt. Als dann in Griechenland später aus dem Orient der Wein eingeführt wurde, blieb wieder im Gottesdienste das Alte neben dem Neuen erhalten, selbst dann, als die Menschen sich dies nicht gerade wohlschmeckende Getränk abgewöhnt hatten. Nun entwickeln sich bei besonderen Gelegenheiten grosse Schmausereien, bei denen die Menschen mit ihrem Gotte essen, trinken und fröhlich sind, der Gott ist Teilnehmer und Hauptperson. Nur mit den Unterirdischen wagt man das nicht, der steinerne Gast ist kein Zechgenosse. Ihnen stellt man ihren Teil gesondert hin, oder verbrennt ihnen den Braten ganz, Holokausten. Natürlich bekommt der Gott das beste Stück, wenn man es nicht vorzieht, ihn zu betrügen und ihm einen tüchtigen Knochen mit Haut darüber unterzuschieben. Den Höhepunkt des Festes bildet dann ein Chorreigen mit Gesang, den die jungen Leute dem Gotte zu Ehren und Vergnügen aufführen. So vergnügt sich der Gott wie der Mensch. Das sind die ursprünglichen Opferfeste. Daneben stehen die täglichen Opfer, denn der Gott muss jeden Tag etwas zu essen haben, aber dann geht es natürlich nicht so üppig zu. — Was nun die Behausung der Götter angeht, so zeigt der erste Blick, dass hier alles gerade so liegt. Der Gott wohnt wie der Mensch. Zuerst schläft der Gott wie der Mensch unter einem Busche, in einer Höhle. Älter als die Hütte ist wohl die Feuerstelle, der Altar. Darum wird später bei Juden und Griechen der Tempel neben den Altar gestellt, nicht, was doch wohl der Fall wäre, wenn der Altar jünger wäre als der Tempel, der Altar im Tempel errichtet. Bei Homer kommen Tempel kaum vor, wohl aber Altäre. Der Tempel ist durchaus das Wohnhaus des Gottes, der griechische ist nichts als der Hauptwohnraum des mykenischen Hauses, das Megaron. Natürlich gehören auch Hof, Dienerwohnungen, Garten, Acker dazu wie zum Besitztum eines Vornehmen dieser Welt. — Ebenso ist es auf allen anderen Gebieten, Kleidung, Schmuck, Waffen, Wohlgerüche etc., überall wollen die Götter dasselbe haben wie die Menschen, und wenn die Menschen Erfindungen machen, bekommen bald auch die Götter ihren Anteil.

Kehren wir nun zu dem zurück, wovon wir ausgingen. Die göttlichen Wesen konnten nicht in ihrer Vereinzelung bleiben, sondern mussten sich zusammentun, weil

es die Menschen auch taten. Die älteste Organisation ist nicht die Familie, sondern die Horde. Viele Völker kennen noch heute nicht die Aussonderung der Familie aus der Horde. Es kommt uns sonderbar vor, dass es Menschen gegeben hat, die die Begriffe Vater, Mutter, Sohn, Tochter nicht kennen, oder doch nur in dem Umfange wie das Tier, das wenigstens für kurze Zeit das Verhältnis Mutter und Kind fühlt, und doch hat einst dieser Kulturzustand geherrscht, jede Volkskunde liefert die Beweise. Bei den höher entwickelten Völkern bleiben diejenigen übermenschlichen Wesen, die nicht auf höhere Stufe emporgehoben werden, bei der Herdenorganisation, bei den Griechen, Kentauren, Satyren, Nymphen, bei den Germanen, Nixen, Elfen, bei uns noch die Teufel. Jede Religion kennt solche ungliederte Scharen göttlicher Wesen. Aus der Horde sondert sich die Familie aus. Jeder Fortschritt des Menschen ist ja ein Schritt zu immer grösserer Individualisierung. Nun müssen die Götter auch eine Ehefrau, Kinder, Geschwister, Eltern, womöglich einen ganzen Stammbaum haben. Häufig macht man das sehr einfach. Der Name des Gottes wird ins Femininum übersetzt, das ist dann seine Frau; meist recht kümmerliche Reflexion liefert Kinder und Eltern. Das sind dann blutleere Schemen, keine wirklichen Götter. Die Griechen kennen das auch, Zeus und Dione, Helios und Hyperion verhalten sich so zu einander; aber sie haben diesen dürftigen Ausweg selten eingeschlagen, dazu waren sie zu geistreich, wohl aber fast alle anderen Völker, namentlich die Ägypter, Inder und die ja sehr phantasielosen Römer. Die Griechen haben es lebendiger gemacht, wie wenig andere Völker. Der bedeutendste oder sonst geeignetste Gott einer Gegend wird der Hausvater, die bedeutendste weibliche die Mutter, die anderen schliessen sich als Söhne, Töchter, Geschwister an. Die Götter einer Landschaft gruppieren sich also zu einer Familie, lauter Gestalten, die im Glauben wirklich eigenes Leben führen, nicht nur in Hinsicht auf den existieren, dessen Umgebung sie bilden sollen; und darum ist auch die Organisation, die sie zusammenhält, eine wirklich lebendige nicht bloss, wie bei jenen anderen Völkern, ein Rahmen, eine Dekoration für eine Person, die nur da ist, weil für diese Person ein solcher Rahmen nötig erscheint. Man merkt, die Leute interessieren sich für jeden Einzelnen und für ihre gegenseitigen Beziehungen. Und zwar entstehen so alle Arten von Beziehungen, die man sich in einem gut oder schlecht zusammengesetzten Haushalte nur denken kann, nicht nur solche, die auch wir anerkennen, sondern auch höchst irreguläre und solche, die nur auf griechischem Boden möglich waren. Von der Ilias bis zu Lucian wird man nicht müde, diese Beziehungen in allen Nüancen zu erörtern. Wenn nun dies der Hergang war, so ist es kaum möglich, dass in den verschiedenen Gegenden Griechenlands die Götterfamilie übereinstimmend aussah. Leider sind wir über andere Gegenden wenig orientiert, und wir müssen uns daran erinnern, dass dort die Entwicklung zurückgeblieben war, später hat dann das überwiegende Ansehen Homers eine selbständige Weiterentwicklung oft erschwert. Trotzdem bestätigen die Tatsachen diese Vermutung. Wenn man aufmerksam hinschaut, merkt man es sogar, dass auch bei Homer eine Zusammenarbeit verschiedener Götterfamilien vorliegt. Ich erinnere nur an das Nebeneinander von drei Ehefrauen, Hera, Leto, Dione, von denen jede doch wohl irgendwo den Anspruch machte, die Gemahlin des Zeus zu sein, von Dione wissen wir es bestimmt für Dodona. Wir sehen ferner aus deutlichen Anzeichen, dass z. B. in Arkadien sich um Pan eine Familie gruppierte. Dass überhaupt die Götter zu so verschiedenen Paaren zusammengestellt werden, beruht wohl auf solchen lokalen Verschiedenheiten. In Athen liegen sogar Ansätze vor zu einer Gruppierung um Athene, allerdings hatte das ja seine Schwierigkeiten, und es musste zu allerlei Verlegenheitsmitteln gegriffen werden. Im Homer haben wir die jonische Gestaltung vor uns, und zwar ist da das Prinzip so vollständig durchgeführt, wie wir es anderswo kaum voraussetzen können. — Wichtig ist noch, dass wir also die homerische Götterfamilie nicht als urgriechisch ansehen dürfen, und dass wir, um das ursprüngliche Wesen eines Gottes zu erklären, absehen müssen von seiner Abstammung, die Götter sind eben einmal vater- und mutterlos gewesen. Eine der festesten Verbindungen ist die von Apollo und Leto, und doch scheint es sehr wahrscheinlich, dass sie erst sekundär in Delos entstanden, Delphi ursprünglich fremd und dorthin erst aus Delos importiert

ist. Auch Zeus und Kronos haben eigentlich nichts mit einander zu tun. — Namentlich darf man aber nie annehmen, dass die verschiedenen Generationen auch wirklich der Zeit nach auf einander folgende und sich ablösende Götter bedeuten, dass z. B. dem Zeitalter des Zeus wirklich ein anderes Zeitalter voraufgegangen sei, in dem sein Vater Kronos als Weltherrscher gegolten habe. Kronos ist kein älterer Gott als Zeus, er ist der Herr der zu ewiger Seligkeit eingegangenen Toten, der Helden, die im Jenseits in lauter Lust und Freude leben, wie in Walhall die Einherier. Bei vielen Völkern findet sich diese Figur, Yama bei den Indern und Persern, Osiris bei den Aegyptern. Fast überall ist er, der König der Toten, selbst ein Gestorbener, anders kann er ja nicht ins Totenreich gekommen sein, und zwar ist er begreiflicher Weise meist der älteste Tote. Auch vor seinem Tode muss er Herrscher gewesen sein, denn nach antiker Vorstellung sind nur die, die auf Erden Könige und Herren waren, es auch im Jenseits. So entsteht die Ansicht, dass diese Könige der Toten (Yama, Osiris, Kronos) die ältesten Weltherrscher waren, die jetzigen sind nach ihnen gekommen, sind ihre Söhne. So wird Kronos Vater des Zeus. — Aus der Familie entwickelt sich der Staat, auch ihn erhalten die Götter, wenn die Menschen ihn besitzen. Die Götter müssen doch so gut einen König haben wie die Menschen. So wird Zeus zum Götterkönig ausgestaltet. Er herrscht genau so über die Götter, wie die Könige der sogenannten patriarchalischen Zeit über die Menschen. Das heisst, wenn seine Macht auch sehr gross ist, so ist sie doch nicht unbegrenzt, es gibt auch noch Mächte neben ihm, die sich ihm häufig genug widersetzen; und es kommt nun darauf an, ob seine Macht gross genug ist, die Rebellen niederzuwerfen. Meist wird das der Fall sein, manchmal sieht es aber um seine Herrschaft böse aus. Ferner, jeder Mensch hat das Gefühl, dass es im Leben Dinge gibt, an denen mit dem besten Willen nichts zu ändern ist, die nun einmal kommen müssen, — etwas hochtrabender ausgedrückt nennt man das Schicksal, Moira — ebenso geht es natürlich auch Zeus. Es ist also verkehrt, Spekulationen anzustellen über das Verhältnis des Zeus zum Schicksal bei Homer. Das Regiment des Zeus dürfen wir uns eben nicht im Sinne des ersten Artikels vorstellen, erst wenn solche Anschauungen eindringen, entsteht dies Problem. Die anderen Götter nun sind die Untertanen, es gibt Volksversammlungen, Gerichtssitzungen. Jeder hat seinen Beruf als Krieger, Herold, Seemann, Musiker, Schmied etc. Die Idee des Staates ist bis ins Kleinste durchgeführt, viel mehr als bei irgend einem anderen Volke. Mir ist wenigstens nur ein Beispiel eines ebenso vollständig ausgebauten Götterstaates bekannt, die katholische Kirche, da sind die Heiligen das genaue Gegenbild; aber dieser Heiligenkult ist ja auch von den Griechen ausgebildet. Sonst gibt es nur Ansätze dazu: der Gott, den ein Volk, ein Stand verehrt, hat natürlich nach der Ansicht seiner Verehrer für dessen Beschäftigungsart besonderes Interesse, aber so konsequent durchgeführt wie bei den Griechen ist das sonst nirgends. An einigen Beispielen möchte ich zeigen, wie einzelne Götter gerade zu ihrem Berufe gekommen sind. Bei Poseidon scheint es sehr klar, der scheint seinem innersten Wesen nach mit dem Meere zusammenzuhängen. Doch das ist nicht richtig. Seine Heimat ist Thessalien. Keine Landschaft Griechenlands ist aber so vom Meere abgeschlossen wie diese. Überall sind ihre Küsten mit hohen, fast unpassierbaren Gebirgen umsäumt. Die ganze Ostküste ist hafenlos, an der Südküste ist Jolkos der einzige Hafen, so ist der Verkehr mit dem Meere sehr gering. Die Thessaler galten demnach auch als echte Landratten, sie waren die Agrarier des Altertums. Deren Gott soll für die Flotte geschwärmt haben? Und gerade die Grossgrundbesitzer, die genau denselben Ruf hatten, wie unsere Ostelbier, waren seine Leute. Diese junckerhaften Ritter, die sich selbst hauptsächlich für ihren Rennstall interessierten, verehrten in ihm ihren ritterlichen Schutzheiligen. Streit- und Rennpferde sind seine Freude, er selbst hat den Wagen erfunden, das Ross erschaffen, und die Zucht der edelsten Rosse geht auf ihn zurück, bei allen Wettrennen gibt er den Erfolg. Ja, als die Religion noch so primitiv war, wie wir sie im Anfange schilderten, war Poseidon selbst ein edler Rappe gewesen. Schwarzmähnig heisst er noch bei Homer. Und ist es merkwürdig, dass ein kriegerischer Adel den feurigen Streithengst als gewaltiges Wesen verehrt, scheint er nicht alle Eigenschaften zu vereinen, die sie als die höchsten schätzen! Die Dioskuren sind auch einmal Rosse gewesen, und der boeotische Adel stammte ab von Poseidon

und Melanippe, der schwarzen Stute. Es gibt eben einmal eine Zeit, wo des Tieres Stärke, Mut und Klugheit den Menschen so imponiert, dass, wenn man jemanden ehren will, man ihn mit einem Tiere vergleicht, dass Eltern ihren Kindern, dem Stolze ihres Herzens, Tiernamen geben. Selbst dem Europäer liegt das nicht so fern; haben wir doch auch einen Richard Löwenherz, Heinrich den Löwen etc. Voll Hochgefühl sahen die Arkader auf ihren Gott Wolf, er war ihr Ideal, seine hohen Eigenschaften suchten sie zu erreichen, stolz nannten sie sich selbst die Wölfe, sein Blut rollte in ihren Adern. Das ist der Ursprung des Totemdienstes. Ein merkwürdiges Rudiment derart ist uns aus Attika überliefert. In Brauron war die Göttin der Frauen eine Bärin, eine Zeitlang mussten sich die jungen Mädchen ihrem Dienste widmen, und wurden selbst Bärinnen genannt; jede musste eben erst eine echte, rechte Bärin geworden sein, ehe sie als vollkommen gelten konnte. In solchen Zusammenhang gehört auch Poseidon als Hengst. Thessalische Stämme zogen nun schon vor der dorischen Wanderung nach dem westlichen Peloponnes, und nahmen Poseidon mit. Auch da blieb Poseidon ein Ross und zeugte dort mit der ebenfalls dort rossgestaltigen Demeter das berühmteste aller Pferde, Arion. Von den Doriern bedrängt wandten sich diese Stämme nach den Inseln des aegaeischen Meeres und Kleinasien, aus ihnen ging der Stamm der Jonier hervor. Dort wurden sie zu Seeleuten, aus den Rittern wurden Wikinger, die auf schwarzen Schiffen die Salzflut durchfurchten. Als Gott eines Schiffahrt und Fischfang treibenden Volkes, bekommt auch Poseidon Lust zu solcher Beschäftigung, beschützt dabei seine Freunde, verfolgt seine Feinde, nimmt selbst den Dreizack in die Hand, noch heute das Fanggerät des Fischers am Mittelmeer. Nur Ross und Wagen konnte er sich nicht mehr abgewöhnen, obgleich die doch zu Wasser gerade keine zweckmässigen Beförderungsmittel sind; man vergleiche damit den fliegenden Holländer, das ist ein echter Seegeist. So ist Poseidon der Gott des Meeres geworden, der die See beherrscht, von dessen Launen Schiffer und Fischer abhängen. Eine Personifikation des Elementes ist er nicht. Nur ein paar Worte über Hermes. Er ist der Dämon der Wildnis der Gebirge, Rubezahl; mit den Waldteufeln und Nixen treibt er da sein Wesen, er ist ihr Oberster. Im Steinhauten an der Wegscheide sitzt er und treibt seinen Spuck, äfft den Wanderer. Wer ihm einen Gefallen tun will, wirft einen Stein auf diesen Haufen. An der Grenze des Ackers stellt man einen solchen Fetischstein auf, dann hält er seine Untergebenen von der befriedeten Mark zurück. Die ungeheuren Schätze der Bergwildnis gehören ihm, er selbst führt den Zwiesel des Schatzgräbers, die Wünschelrute, das ist der sogenannte Heroldsstab. Wie Rubezahl schenkt er seinen Lieblingen von seinen Schätzen, einen guten Fund nennt der Grieche Hermaion. Auch die armen Seelen, die die Ruhe des Grabes nicht gefunden haben, die im Sturm dahinjagen über die öde Heide, das wilde Heer, ihr Gebieter ist Hermes. Ich erinnere an die berühmte Stelle der Odyssee. An ihn wendet sich natürlich, wer durch sein Gewerbe gezwungen ist, die Wildnis zu durchziehen. Ihn fleht der Räuber an, sein Handwerk zu segnen, wie noch heute der Brigand der heiligen Jungfrau eine Kerze gelobt, er geleitet den Kaufmann, den Herold. So wird er selbst Beschützer und himmlisches Vorbild des Diebes, des Kaufmanns, des Heroldes, des schnellsten Läufers im Gymnasium. — Sie sehen also, der Beruf ist sekundär. Weil der Mensch im Klassenstaate einen Beruf hat, muss der Gott, den er verehrt, auch einen haben. Von diesen Auseinandersetzungen nicht berührt werden die sogenannten Sondergötter. Für uns handelt es sich nur darum, dass auch die Götter, welche keinen Beruf haben, mit fortschreitender menschlicher Entwicklung ihn bekommen. — Dasselbe gilt von der Moral, auch darin sind die Götter den Menschen gleich. Zuerst muss da betont werden, dass, wie aus allem Gesagten hervorgeht, moralische Absichten den Anfängen der Religion durchaus fern liegen. Die Moral wird nicht auf die Religion gebaut, und die Religion hat nicht den Zweck, die Moral zu stützen. Die Götter sind nicht moralische Wesen, sondern mächtige Wesen. Ihre Existenz ist nicht begründet durch das moralische Postulat, sondern erwiesen durch ihr Wirken. Beide Kreise stehen selbständig nebeneinander, ihre Vereinigung ist erst ein Werk der Entwicklung. So sind denn diese Wesen wie die Menschen gut und böse, und wie bei den Menschen überwiegt bei einigen die eine, bei anderen die andere Seite, aber im allgemeinen ist beides gemischt. Natürlich müssen wir bei der moralischen Be-

urteilung der Götter absehen von Fällen, wo gewissermassen eine Zwangslage vorlag, z. B. den Liebschaften der Götter, die in alter und neuer Zeit ein beliebter Angriffspunkt für übelwollende Kritik griechischer Religion gewesen sind. Bekanntlich gründeten sich in Griechenland adelige Ansprüche auf Abstammung von den Göttern, diese nur verlieh, wie wir sagen würden, adeliges Blut. So bedurfte jedes Geschlecht eines göttlichen Stammvaters, die Stammutter musste natürlich eine irdische Frau sein, sonst wären ja ihre Nachkommen Götter, nicht Menschen geworden. Ein dauerndes Rechtsverhältnis zwischen beiden so verschiedenen Wesen war natürlich nicht möglich, sondern nur eine vorübergehende Begnadigung des irdischen Gefässes durch die Gottheit. Wenn nun jede der Tausende von Adelsfamilien eine solche Geschichte erzählte, ergibt sich für jeden zur Verfügung stehenden Gott eine ganze Reihe derartiger Erzählungen, die man unmöglich entfernen konnte, wenn man nicht diese Familien ihrer adeligen Abstammung berauben wollte. Der Vorwurf der Frivolität ist gänzlich unbegründet. Der Katalog dieser Geschichten in den Hesiodischen Eöen war keine Sammlung von unterhaltenden Liebesabenteuern, sondern ein Adelsregister, das das adelige Blut jeder Familie nachweisen wollte durch Erzählung ihrer Ursprungslegende. Ferner dürfen wir auch solche Fälle nicht heranziehen, in denen das moralische Urteil im Laufe der Jahrtausende gewechselt hat, sondern wir müssen uns natürlich auf den Boden der Moral der Zeit stellen. Aber selbst dann bleibt noch viel übrig, was nicht gut geheissen werden kann. Beispiele aus allen Religionen auch aus dem Homer für geradezu verbrecherische Handlungen sind jedem zur Hand. So sind die Götter ein getreues Abbild der Menschen ihrer Zeit. Aber man kann auch nicht leugnen, dass sie ihr idealisiertes Abbild sind, und das ist es, wo die Entwicklung der Religion nach moralischer Seite hin einsetzt. Die Kraft dieser Wesen ist eine übermenschlich gesteigerte, so auch ihre Eigenschaften. Alle diejenigen Eigenschaften, die einen Menschen über die anderen emporheben, die darum bewundert werden, sie besitzen sie in hervorragendem Masse. Welche das sind, das hängt ganz von der Kulturstufe ab, die die Menschheit erreicht hat, und jeder weiss, wie sehr da im Laufe der Zeiten die Anschauungen gewechselt haben. Häufig genug liegt bei der Beurteilung einer Handlungsweise der Nachdruck auf ganz anderen Forderungen als auf der des sittlich Guten, bedeutet doch *ἀγαθός* selbst ursprünglich tüchtig, nicht gut im rein moralischen Sinne. In solchen Zeiten werden auch bei der Zeichnung des Ideals diese anderen Züge so einseitig berücksichtigt, dass die Moral zuweilen ganz vergessen wird, eine harmonische Ausgleichung nicht eintritt. Die sittliche Forderung in kategorischer Schärfe rückt erst ganz allnählich ins Zentrum menschlichen Empfindens, und dann wird sie auch auf die übermenschlichen Wesen übertragen. Eine Revolution tritt ein. Es wird nach einem neuen Masse gemessen, und manches zu leicht befunden, was bis dahin vollgiltig war. Vieles wird verworfen, vieles wird umgestaltet nach dem Masstabe der neuen Gerechtigkeit. Und doch, auch den Versuchen der Theodicee gelingt es nicht, einen Einklang der moralischen und der anderen Forderungen herzustellen. Doch das fällt noch nicht in die Zeit, der wir unsere Betrachtungen widmen.

Wie wir sehen, ist es auf allen Gebieten dasselbe, Moral, Staat, Familie, Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken, was der Mensch hat, muss der Gott auch haben, Fortschritte der Menschen kommen alsbald den Göttern auch zu gute. Das ist mit der grössten Konsequenz durchgeführt. — Wir sahen nun schon im Anfange unserer Ausführungen, der Naturmensch sieht jedes Ding um sich, jeden Stuhl, Tisch, Baum, Tier als Wesen an, wie er selbst eins ist, mit denselben Gedanken und Empfindungen, die der Mensch hat. Die ganze Entwicklung von Fetisch Seelenwesen und Göttern ist von diesem Gedanken beherrscht. Ist das, was wir zuletzt betrachtet haben, etwas anderes als die letzte Konsequenz daraus, die die Griechen am schärfsten gezogen haben? Hat der Gott dieselben Instinkte wie der Mensch, so ist es notwendig, dass auch alle jene Einrichtungen, die sich doch aus diesen Wünschen und Instinkten ergeben haben, auf die Götter übertragen werden. Sollen wir uns nun wundern, dass auch die Konsequenz gezogen ist, ihnen völlig menschliche Gestalt zu geben? Ich denke, das ist doch nichts weiter als eine ganz folgerichtige Entwicklung aus jener Anschauung. Die Jonier haben den Gedanken nur ganz streng logisch zu

Ende gedacht, während die meisten anderen Völker auf halbem Wege stehen geblieben sind.

Doch dieser Gedanke, der uns bis jetzt geleitet hat, führt noch weiter. Wir haben eben die eine Seite des Verkehrs zwischen Menschen und Göttern besprochen: Der Gott lebt unter seinen Anhängern, isst und trinkt mit ihnen, und ist mit ihnen vergnügt. Das war wohl schon so zur Fetischzeit, wo der Fetisch seinen Löffel in denselben Suppenteller steckt wie der Mensch. Dies ist aber nur eine Seite. Der Mensch empfindet vor demselben Wesen auch wieder das furchtbarste Entsetzen und wagt es unter keiner Bedingung, ihm zu nahen; wenn er es aber in aufgeregten Momenten doch sieht, sträuben sich ihm die Haare, und er glaubt sicher des Todes zu sein. Man sollte eigentlich meinen, dass sich das gegenseitig ausschliesse. Aber das tut es in Wirklichkeit nicht, wie uns die Erfahrung lehrt. Meine beiden Jungen spielen den ganzen Tag mit der Katze und lieben sie abgöttisch, kommt sie aber einmal Abends zufällig in ihre Kammer, so könnte die Angst vor dem schrecklichsten Gespenste nicht grösser sein. Mancher Wackere leitet Abends seine Schritte recht ungerne über den Kirchhof, hat er sich aber durch einen tüchtigen Trunk gestärkt, so können ihm Hölle und Teufel begegnen. Es hängt eben auch hier wieder alles von der Stimmung des Menschen ab und davon, mit welchen Augen er eine Sache ansieht, so dass sie ihm unter verschiedenen Umständen sehr verschieden vorkommen und sehr verschieden auf ihn wirken kann. Die Stimmung ist eben von vielen Faktoren abhängig, nicht allein von der Anschauung, die der Mensch über die Natur des ihm entgegretenden Wesens hat. So entspricht der Lichtseite im Verkehr mit den Göttern auch eine Nachtseite, und die ist, wenn wir aufrichtig sein wollen, vielleicht überall die wichtigere; die übermenschliche Gewalt und die gespensterhaften Eigenschaften der Seelenwesen erregen in erster Linie Furcht, meist naht sich der Mensch dem höheren Wesen mit Grauen und zähneklappernder Angst. Es wagt wohl einmal ein Frechling die Götter zu verhöhnen, aber man merkt ihm dabei meist ein heimliches Zittern an, er ist ein Sklave, der seine Kette zerbrochen hat, kein freier Mann. In Reisebeschreibungen werden Sie genug gelesen haben von den Exzessen abergläubischer Angst. Denken Sie an die nordischen Gespenster, den Brocken und seine schauerliche Phantastik, an Wodan und seine Höllengeister, das wilde Heer, an die Nightmare und Vampyre, an den Klabautermann. Bedenken Sie, dass während des Mittelalters die Religion zum grossen Teile nur bestand aus grausigen Phantasien über die Hölle, ihre schrecklichen Qualen und grässlichen Dämonen; und wenn man an die Helden dieser Zeit denkt, mag das vom praktischen Standpunkte aus auch ganz vernünftig gewesen sein. Zu welchen schauerlichen Taten ist nicht die Menschheit angestiftet durch diese grässliche Angst! Wie viele Menschen sind lebendig begraben, verbrannt, unter den grausamsten Martern hingerichtet, um den Zorn der Gottheit abzuwehren durch den Tod derer, die ihn erregt haben. Welche gräulichen oder aberwitzigen Zeremonien hat nicht die Menschheit ersonnen, um sich gegen diese Gewalten zu schützen. In hündischer Unterwürfigkeit kann sich orientalischer Knechtssinn nicht genug tun in Wegwerfung gegenüber seinem göttlichen Despoten. Selbst ihren eigenen Leib verstümmeln sie, um Gnade zu erlangen. Das ist die natürliche Stimmung gegenüber den Überirdischen; man wagt nicht einmal, sie zu nennen, und der Anblick ihrer eigenen Person bringt sicheren Tod.

Von dieser Stimmung merkt man bei Homer so gut wie nichts, das Gruseln hat die Menschheit verlernt. Der Verkehr mit den Göttern ist durchaus auf einen anderen Ton gestimmt. Respekt, Unterordnung, Anerkennung ihrer höheren Macht, aber mehr nicht. In beiden Gedichten herrscht völlige Unbefangenheit. Am besten lässt sich, denke ich, das Verhalten der homerischen Menschen zum Überirdischen zeigen an den Vorstellungen vom Tode. Gerade dieses Gebiet ist von allen den Menschen das grauenhafteste, darum malt seine Phantasie die Wesen, die hier gebieten, in den schrecklichsten Farben. Ich brauche auf all den Höllenspuk nicht einzugehen, er ist bekannt genug. Dagegen Homer. Dem Tode wird seine ganze Furchtbarkeit gelassen. Denken Sie an die Worte des toten Achill in der Unterwelt: das elendeste, jammervollste Los des Sklaven ist beneidenswert, auch wer da unten der höchsten Ehren gewürdigt wird, selbst der ist ein Nichts, der Schatten eines Nichts.

Nirgends wird die Furcht vor dem Tode verhohlen, sie gilt als durchaus selbstverständlich, aber es ist auch nicht nötig, durch Aufstellung eines Ideals überspannter Heldenhaftigkeit die Geister künstlich aufzustacheln, Haltung und Mut einzuflößen. Ohne Hoffnungen, ohne Illusionen steht man dem Unentrinnbaren gegenüber, nichts, an das sich die Verzweiflung klammern könnte. Da fest und tapfer zu bleiben ist doch noch etwas mehr als der Todesmut des Moslim oder des von der Zuversicht des Animismus beseelten Japaners. Man hat die Griechen bedauert, dass sie mit so wenig tröstlichen Aussichten dem Tode ins Angesicht schauen mussten, nichts hatten, was ihnen über diesen Augenblick hinweghelfen konnte. Das heisst, die Tatsache von der verkehrten Seite ansehen. Beneiden muss man sie um den männlichen Mut, der die Binde nicht braucht, die man dem zum Tode Verurteilten um die Augen legt. So wird auch die Phantasie nicht durch die Angst angereizt, alles, was den Tod angeht, mit gespenstischen Wahngewebnissen zu umgeben. Die Toten, die doch selbst uns noch unheimlich sind, schon für den homerischen Griechen sind sie keine furchterweckenden Wesen mehr. Nichts Unheimliches haftet ihnen an, sie sind ab und dahin und kommen nicht wieder, ἀμεινὰ κάρηνα. Niemanden foltert die Angst, dass sie nachts als Gespenster umgehen könnten. Spuk kennt man nicht mehr. Wie lange ist es her, dass man bei uns nicht mehr an Gespenster glaubt? Von dieser Furcht, die sonst alle Völker, alle Zeiten ohne Ausnahme peinigt, hat sich der Jonier schon damals freigemacht, man wird in den homerischen Gedichten kaum eine Spur davon finden.

Ruhig und sicher und doch voll Respekt stehen diese Männer den überirdischen Mächten gegenüber, wie wenige Menschen gibt es, die diese innere Freiheit erreicht haben! Mit der Erklärung dieser Tatsache ist man gleich bereit, man ist sofort bei der Hand, der griechischen Rasseigentümlichkeit die Schuld zu geben, indem man die Rasse einer gewissen Leichtherzigkeit und Unfrömmigkeit zeihet. Aber die Griechen sind doch keine leichtfertigen Gallier, und von Spott und Frivolität, wie bei Voltaire oder Heine, ist doch wenigstens in alledem, was wir bis jetzt besprochen haben, keine Spur, und wer wollte vergessen, dass es die Griechen gewesen sind, die der Menschheit alle religiösen Gedanken vorgedacht haben mit gleich unerbittlichem Ernste, und dass noch wir von diesen Errungenschaften zehren. Und selbst wenn es wahr wäre, wäre es keine Erklärung; man müsste dann wenigstens die Entstehung dieses Rassecharakters erklären, sonst ersetzt man ja einfach das eine Unerklärte durch etwas noch Unerklärlicheres. Dem Urgriechen und dem Nichtjonier noch zur Zeit Homers und selbst noch später ist jedenfalls diese Rasseigentümlichkeit noch durchaus fremd. Je mehr wir von der Urzeit kennen lernen, desto deutlicher wird es, dass der Grieche ursprünglich ebenfalls mit Zittern und Beben an die unheimlichen Gestalten dachte. Den Toten wurden sogar Hekatomben von Menschen geopfert, damit das Seelengespenst nicht zurückkommt und Rache nimmt an den Überlebenden. Dem Gespensterglauben entsprangen die abscheulichsten Gebräuche. Dem erschlagenen Feinde werden Arm und Bein abgehackt, so wird seine Seele wehrlos. Leichen wird ein Pfahl durch den Leib gerannt, wie dem Vampyr, dann kann sie das Grab nicht mehr verlassen. Der Vampyr glaube ist weit verbreitet, denken Sie an die Braut von Korinth. Aus dem Blute der Gemordeten steigen Höllengeister auf, die Erinyen, die dem Mörder das Blut aussaugen. In der Odyssee giesst Odysseus den Toten das Lammb Blut in die Opfergrube, und in den Schachtgräbern von Mykene staken noch die Röhren, durch die das Blut der Schlachtopfer zum Munde der Toten hinabgeleitet wurde. Die wilde Jägerin, Artemis, die Schlächterin, die mit dem wilden Heere im Wintersturme, gefolgt von blutschäumenden Gespensterbracken die armen Seelen jagt und mit dem Bogen erlegt, ist den Griechen nicht fremd. In der Hölle fressen leichenfarbige, missgestaltete Dämonen das Fleisch von den Gebeinen der Toten, oder der Todesschlund selbst ist der fletschende Rachen eines Untiers, das die Seelen verschlingt. Durch neuere Forschung hat sich herausgestellt, dass alle die Scheusslichkeiten, die die mittelalterliche Hölle zieren, dem griechischen Altertume entstammen. Die kannibalischen Gebräuche im Kulte des Lykaos und Laphystios sind bekannt. Auch durch allerlei Zeremonien sich vor den Schrecknissen des Jenseits zu schützen und durch Gnade der Gottheit unter die seligen Geister aufgenommen zu werden, diesen Gedanken hat auch den Griechen die Angst vor dem

Tode eingegeben, die Mysterien des Orpheus und die in Eleusis zeugen davon. Das Grauenhafte, Furchtbare hat also in der Religion der Griechen einmal eine gerade so grosse Rolle gespielt wie in der anderer Völker, von angeborenem Rassecharakter kann nicht die Rede sein. Die Freiheit ist ein Geschenk der Götter, das die Menschen sich erst selbst erwerben müssen.

Die homerischen Jonier sind ein Kolonistenvolk. Als zwischen 1200 und 1000 v. Chr. die einwandernden Dorier das griechische Mutterland überfluteten, die gewaltigen Burgen wie Mykene brachen, die hohe Kultur zerstörten, und alles unter Schutt und Asche begraben wurde, was Schliemanns Spaten dem Erdboden erst wieder entriess, wurden die schwächeren Elemente der Besiegten herabgedrückt zu Heloten der stolzen Sieger, die kräftigeren wanderten aus. Als Wikinger durchfuhren die trotzigten Gesellen das Meer; sengend und brennend suchten sie die Einwohner der Gestade heim. Denken Sie daran, wie Odysseus, der Held dieser Männer, im Vorüberfahren ohne jeden Grund die Stadt der Kikonen überfällt, die männliche Bevölkerung ausmordet, Frauen und Kinder wegschleppt. Dann folgt ein wildes Siegesfest, und als im wüsten Taumel der Raub verprasst wird, brechen die Umwohner hervor und überwältigen die Räuber. Über alles das kein Wort der Missbilligung. Es sind schlimme Zeiten, schlimme Gesellen. Oder sie nisten sich am Strande ein, ziehen die Schiffe aufs Land und werfen, oft nach jahrelangen Kämpfen, die Burgen der Ureinwohner nieder, um sich selbst dann als Herren anzusiedeln. Einen solchen Normannenzug kennen wir noch, den trojanischen Krieg. Generationen hat dies Leben voll wilder Abenteuer gedauert. An vielen Stellen Kleinasiens, Milet, Ephesos, Kolophon blieben sie Sieger, die fremdsprachigen Ureinwohner, Lyder und Karer, unterwerfend; sie selbst als Herren die festen Städte bewohnend, in den Dörfern die Besiegten als Sklaven das Feld bebauend, und den Ertrag abliefernd an den Herren, der nicht die Pflugschar führt, sondern das Schwert. So erwuchs, längst losgerissen von der alten Heimat, die der stammfremde Dorier beherrschte, zuerst heimatlos, dann zwischen Fremden wohnend in der Fremde, ohne Zusammenhang mit dem Boden, den das Schwert geschenkt und das Schwert wieder nehmen konnte, das Volk der Jonier. Die alten heimlichen Geschichten, die an Wald und Flur der Heimat klebten, hatte man vergessen, das Neuland, seine Bewohner, seine Götter sah man an mit dem trotzigten Auge des Kriegers, der in den Stürmen des Lebens das Gruseln verlernt hat, der kalt und ruhig nur die nüchterne Wirklichkeit ins Auge fasst. Im Dunkeln am Herde Gespenstergeschichten zu erzählen, dazu war dies Leben nicht angetan. Die Welt ist eine Auster, die man mit dem Schwerte öffnet, Hölle und Teufel, Ammenmärchen, vor denen sich die Kinder fürchten. Dass in heisser Feldschlacht, im Seesturm andere Mächte regieren, war klar; Mächte, die man nicht leugnen konnte und wollte, so real, wie der Feind, dem man ins Auge blickt, stärker als der Feind, aber das Gruseln hatte man verlernt. Wer täglich in Gefahr lebt, gewöhnt sich an sie, und wer handwerksmässig mit dem Galgen zu tun hat, für den verliert er seine Schrecken, das Alltägliche ist der Tod des Unheimlichen. So sieht man das Überirdische ruhigeren Herzens an. Es ist eine Macht wie andere auch, man tritt ihr nicht unbesonnen entgegen, sondern ist ihr zu willen wegen ihrer Übermacht. Die Götter sind Wesen, mit denen der Tapfere im Guten, aber schliesslich auch im Bösen schon auskommt.

So haben die Jonier eine Weltanschauung erlangt von einer Freiheit und Unbefangenheit, wie kaum ein anderes Volk. Das ist auch, was uns am Homer bis auf den heutigen Tag so anzieht, diese ruhige, selbstverständliche Klarheit, die bis in seinen Stil nachwirkt. Sie ist es, die auch uns zu einer ähnlichen Freiheit des Gefühls hinaufhebt, die auch uns diese homerische Welt von der Sonne vergoldet erscheinen lässt, eine Welt, die doch in Wirklichkeit eine rauhe und wilde war. Und nun vergleichen Sie damit ähnliche Erscheinungen bei anderen Völkern. Auch der Römer, der Talmudjude, der Ägypter, Inder kennt zuweilen menschliches Selbstbewusstsein gegenüber der Gottheit. Aber der Römer, der Jude ist der reelle Geschäftsmann, der bezahlt hat, was er schuldig ist, und nun auch von der anderen Seite erwartet, dass sie den Kontrakt hält. Der Ägypter, der Inder ist voll Zuversicht, weil er vertraut auf einen Schatz alter Zauberformeln und Ceremonien, mit denen er selbst die Götter zu zwingen sich

getraut. Nur der Jonier allein weiss, dass Männerwürde nicht der Götterhöhe weicht. Diese sichere Männlichkeit und Festigkeit, die sich nicht prahlerisch überhebt, aber auch nicht wegwirft, lässt die homerischen Helden so grandios wirken. Sie können in Tränen des Schmerzes ausbrechen, ohne auch nur einen Augenblick unmännlich zu erscheinen. Der *πολύτλας Ὀδυσσεύς* ist nicht der christliche Dulder, der in Demut alles über sich ergehen lässt, sondern der alles, was das Geschick und der Zorn der Himmlichen verhängen kann, ungebeugt und festen Herzens erträgt, ohne sich zu empören, aber auch ohne die Klarheit des Blickes zu verlieren, die Ataraxie, die griechische Denker als höchstes Gut feiern. Odysseus ist der Held der Stoa. Dass er dazu in so absolutem Gegensatz steht, ist der Hauptgrund, warum Vergil auf uns so flau wirkt. Wie unfrei empfunden ist der pius Aeneas. Die Frömmigkeit lastet auf ihm wie ein Druck.

Doch wir müssen noch genauer sehen, wie die homerische Zeit die alten Gestalten und Sagen der Unheimlichkeit entkleidet und umgestaltet hat. Ich möchte dazu ein Beispiel nehmen, die Geschichte vom Zuge der Sieben gegen Theben, die in einem verlorenen homerischen Gedichte, der Thebais, erzählt war. In Argos lebt der reiche und mächtige König Adrastos. An seinen Hof kommen zwei flüchtige Helden, die Blüte der Ritterschaft, Tydeus und Polyneikes, der von seinem Bruder Eteokles um die Herrschaft von Theben betrogen ist. Adrast gibt den beiden seine Töchter als Gemahlinnen, und um seinem Eidam den Thron wiederzuschaffen, schreibt er eine grosse Heerfahrt aus. Ein Kreis auserlesener Recken kommt zusammen, sieben an der Zahl. Aber der Zug misslingt. Die Helden fallen im Kampfe, nur Adrastos allein kehrt zurück, gerettet durch sein schnelles Ross Arion. Sie sehen, es ist eine ganz gewöhnliche Rittergeschichte, wie wir sie zu Hunderten auch haben. Die Personen sind Ritter, die Handlung ein ritterliches Abenteuer, ritterlich die Motive der Personen, ritterlich die Phantasie des Dichters, der sich, wie der Dichter des Nibelungenliedes, für adlige Abkunft, Wappen, Rüstung, Rosse seiner Personen auf's eingehendste interessiert. Das ist aber früher einmal anders gewesen. Adrast ist in seiner Heimat Sikyon, nach Argos ist er erst später übertragen, der Gott der Unterwelt, des Todes. Ein Erdschlund ist sein Heiligtum, der führt in sein Reich hinab. Sein Name Adrastos bedeutet der, dem niemand entrinnt. Arion, sein Ross, ist ein unterweltliches Wesen, ein Kind der Hölle. Die Namen der sieben Helden, Polyneikes, Tydeus etc. tun nichts zur Sache. Die Zahl ist älter als die Namen der Einzelnen. Es ist eine runde Zahl für einen Collectivbegriff, wie zwölf für die Tafelrunde, sieben für die tapferen Schwaben, vier für die Haimonskinder. Der Collectivbegriff ist das Gegebene, aber späte Neugier will wissen, wie die einzelnen heissen. Die sieben Helden haben dann auch die sieben Tore von Theben nach sich gezogen. — Also: Es gab einmal sieben tapfere Helden, die konnte niemand bezwingen. Aber er, der umgeht und sucht, wen er verschlinge, dem niemand entgeht, Adrastos, der grause Herr des Todes, ihm fielen sie doch zur Beute. Er schlug ihren Sinn mit Vermessenheit, und sie schwuren den frevlen Eid, dass sie das feste Theben stürmen würden, und wenn die Überirdischen selbst ihre Hand darüber hielten. Die Götter selbst haben sie vernichtet. Erschlagen lagen die Helden auf blutiger Walstatt. Und als in dunkler Nacht die rote Lohe der sieben Scheiterhaufen zum Himmel glühte, da sah man ihn, den Fürsten der Finsternis, gehüllt in schwarzem Mantel auf dem gespenstischen Rappen des Todes dahinjagen über das Blachfeld zurück in sein dunkles Reich. — Ein Nachtbild wie von Böcklins Pinsel, aber wie hat es Homer gemalt. Alles Gespenstische, Übergewaltige ist verschwunden, dafür die Lust an blitzenden Waffen und schnellen Pferden, an Minne und Lanzensplittern. Ein Gemälde nicht gemalt, wie die erhabenen Maler aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die Helden des Nibelungenlieds malten, sondern wie von Malern der Ritterzeit, bunte Miniaturen, zierliche Gestalten, mit heller Freude an Gold, Purpur und lichtem Blau. Es ist eben das griechische Mittelalter. Die mykenischen Burgen mit ihren festen Türmen und Mauern, mit alabasterfunkelnden Hallen, darin der König mit seinen Vasallen tafelte, während unten im Tal die Bauern frondeten, die Prachtwaffen, in Gold und Silber eingelegt, die Grabmäler, auf denen der König im Schmuck der Rüstung prangt, die goldenen Becher mit lustigen Jagdbildern, sie zeugen von einem ritterlichen Geschlechte, das seine Freude hat an Ross und Waffen, an Krieg und Weidwerk und fröhlichem Becherklang bei Gesang und Saitenspiel. Und nicht anders wars,

als durch die dorische Wanderung über das Meer getrieben der Jonier das Leben des heimatlosen Wikings führte. Wie sollten diese Normannen des Altertums ihre Götter sich anders vorstellen denn als Ritter. Haben es doch unsere Vorfahren fertig bekommen, sogar Jesus sich als Heerkönig vorzustellen. Es ist wieder derselbe Gedanke, der alle unsere Betrachtungen durchzieht: wie der Mensch allen Dingen sogar den Göttern seine Empfindungen und Gedanken zuschreibt, wie sie Familie, Staat, Beruf, Gestalt des Menschen bekommen, so müssen sie in dieser Zeit auch zu Rittern werden mit ritterlicher Rüstung, ritterlichem Sinn und ritterlichen Taten. Dafür noch ein Beispiel. Athene und Zeus erscheinen immer mit einer eigentümlichen Waffe, der Aegis. Das Wort bedeutet Ziegenfell, und das Ding ist auch weiter nichts als das um den Hals geknotete Ziegenfell, das der Urmensch trug zum Schutze gegen Gefahr und feindlichen Angriff. So tragen es auch Zeus und Athene. Jrgendwelche mythologische Bedeutung steckt nicht dahinter. Aber in dieser Zeit wird aus dem elenden Ziegenfell eine goldstrotzende Prachtwaffe, mit Schmuck überladen, obgleich das zu dem Dinge wenig passte. Dass übrigens, wenn die höchsten Götter die Waffen schwingen, Blitz und Donner ihre Begleiter sind, ist selbstverständlich und hat mit der Bedeutung der Aegis nichts zu tun. So erscheinen die Götter als ritterliche, prächtige, glanzvolle Fürsten. Selbst die hundertarmigen, schlangenfüssigen Giganten sind keine grässlichen Ungestalten mehr, selbst sie halten auf kommentmässiges Aussehn und Rüstung.

Es wird vielleicht manchem scheinen, als wenn diese Entwicklung kein Fortschritt gewesen wäre. Wer sich erinnert, wie ich die ältere Form der Adrastsage der jüngeren gegenüberstellte, wird der Ansicht sein, dass diese Entwicklung der Erhabenheit der religiösen Vorstellungen Eintrag getan habe. Das ist auch in gewisser Weise richtig, aber ehe wir das weiter verfolgen noch eines. Ich habe versucht, die Geschichte so etwa im Stile Böcklins zu erzählen, eigentlich dürfte ich das nicht. Denken Sie lieber an Dürers bekannten Stich, Ritter, Tod und Teufel, da haben sie den Adrast und sein Pferd Arion, oder an die apokalyptischen Reiter oder an Teniers Versuchungen des heiligen Antonius. Wie sie aus früher Besprochenem entnehmen werden, ist das der richtigere Stil für die Vorzeit. Auf uns aber machen die grausigen Fratzen dieser Mischwesen nicht mehr den Eindruck des Gewaltigen, darum habe ich versucht, das grausig Fratzenhafte in das unheimlich Erhabene umzusetzen, obgleich das weder die Urzeit noch Homer noch Dürer kannte. Bei Homer findet sich allerdings schon einiges derart, z. B. die Erscheinung Apollons im ersten Buche der Ilias, oder die gewaltigen Verse, in denen geschildert wird, wie Zeus durch das Neigen seines hoheitsvollen Hauptes Himmel, Erde und Meer in Bewegung setzt. Es gibt noch mehreres Ähnliches, aber im ganzen doch nur Weniges, Ansätze. Wenn Sie wissen wollen, wann man das konnte, so lesen Sie Aeschylus, namentlich die Orestie. Manches bei Sophokles ist so empfunden. Gegenüber dem grausig Fratzenhaften ist aber die homerische Vorstellungsart zweifellos ein grosser Fortschritt. An die Stelle des Barbarischen ist das Humane getreten, das seitdem das Hellenentum auszeichnet und die Welt doch auf ihrer Bahn gewaltig vorwärts gebracht hat. Aber wir müssen gestehen, dass vom Göttlichen nicht viel überbleibt. Bei Adrast ist diese Entwicklung am weitesten gegangen. Er ist vollständig zum Menschen, zum ritterlichen Könige geworden. Ganz soweit ist es mit den anderen Göttern noch nicht gegangen, aber gross ist in den jüngeren Teilen der Ilias und Odyssee der Unterschied nicht, z. B. in den Götterszenen der Ilias. Da ist Zeus und Hera auch nicht viel mehr als ein glänzender König und eine stolze Königin, die minnigliche Aphrodite, Athene die herbe Jungfrau von sprödem Sinn, wie sie der kühne Ritter liebt und zu zähmen hofft, vom Mehralsmenschlichen ist meist nicht mehr als einiges Zauberhafte geblieben. Und nun gar die Götterkämpfe im 21. Buche der Ilias, oder die Geschichte von Ares und Aphrodite! Da ist vom Göttlichen rein nichts mehr zu merken, und man muss zugeben, dass die Dichter der jüngeren Teile der homerischen Gedichte von den Göttern in genau demselben Tone sprechen wie ein Romanschriftsteller von seinen Romanfiguren und sie handeln lassen, wie es die augenblicklichen dichterischen Intentionen verlangen, ohne dass religiöse Rücksichten hineinspielen. Als Gegenbild vergleiche man die biblischen Geschichten. Stehen nicht demgegenüber die jüngeren homerischen Dichter Vergil ganz nahe? Da muss es ja jeder empfinden, dass Juno nicht weniger blosse Romanfigur ist als Dido.

Ist es in den Götterszenen Homers anders? Im Grunde dienen dieselben doch nur der Ökonomie der Handlung, und man hat nicht mit Unrecht in bezug auf sie von Freigeisterei geredet. Wir kennen viele Fälle auch bei andern Völkern, wo göttliche Wesen ganz oder fast ganz ihrer Göttlichkeit entkleidet sind, ich erinnere an Siegfried und Brunhilde, Dornröschen. Man sagt gewöhnlich, es sei vergessen, dass sie ursprünglich Götter waren. Ich denke, Sie werden jetzt mit mir sagen, dass es nur das letzte Stadium der Entwicklung ist, die wir von ihrem Anfange an verfolgt haben. Die Anschauungsweise, dass schlechthin alles auf Erden und im Himmel nach der Analogie des Menschen vorgestellt wird und infolgedessen auf alles, auch die Götter etc., menschliche Gefühle, Gedanken, Familienverhältnisse, Kleidung, Nahrung, Staat, Stand, Moral, Gestalt übertragen wird, diese Anschauungsweise musste dahin führen, dass schliesslich nichts oder so gut wie nichts anderes als Menschliches überbleibt. Die Jonier sind konsequent bis hart an diese Grenze vorgeschritten, wo die Religion aufhört Religion zu bleiben. Eine weitere Entwicklung der Religion in diesem Sinne kann es nicht geben. Soll sie nicht ganz untergehen, so muss sie vor dieser Grenze stehen bleiben und erstarren, oder es muss mit der ganzen bisherigen Anschauungsweise gebrochen werden, und auf neuem Grunde gebaut werden. Mit derselben kühnen Folgerichtigkeit haben sich die führenden Geister Joniens zu diesem Bruche entschlossen. Wenige Generationen nach dem Ausleben der homerischen Gedichte schleudert Xenophanes seine vernichtende Kritik gegen diese Religion, dieselben Vorwürfe, die später die christlichen Angreifer des Heidentums wiederholt haben. Wir sehen schon bei Homer, dass für Jonien die Zeit nahe ist, wo man sich nach etwas Anderem umsehen muss, um festen Halt zu gewinnen in Leben und Welt, und man fand die Wissenschaft, die zweite grosse Errungenschaft, die Jonien der Welt geschenkt hat. Es begann der Aufbau einer wissenschaftlichen Religion, die in Herakleitos und Demokritos ihren vorläufigen Gipfel fand.

Und doch hatte die homerische Religion ihre Bestimmung noch nicht erfüllt. Das griechische Mutterland hatte nicht den ganzen Gang der Entwicklung mitgemacht. Die Jahrhunderte 1000—800 v. Chr. waren hier Zeiten der Barbarei. Die Blüte der mykenischen Kultur war hier geknickt durch den Einbruch der Dorier. Alle Errungenschaften der früheren Zeit gingen verloren. An Stelle der prachtvollen Paläste traten elende Lehmhütten, die Kunst kehrte zurück zur primitivsten geometrischen Dekoration, nachdem sie schon Werke wie die Goldbecher von Vaphio hervorgebracht hatte. Man fing gewissermassen ganz von neuem an. Wie wild die Religion aussah, haben wir auch öfter hervorgehoben. Und nun kam die Kultur aus dem fortgeschrittenen jonischen Asien zurück, mit ihr Homer, den man so kennen lernte. Begierig nahm man alles auf und eiferte den angestaunten Vorbildern nach. In Boeotien dichtete Hesiod in Konkurrenz mit den Joniern, bezeichnender Weise stammte er selbst aus Asien, erst sein Vater war von dort herübergekommen. So wurde die Kultur und ihre Träger überall aufgenommen und eingebürgert. Nun lernte man auch zivilisierte Götter kennen und begann sich der eigenen rohen und wüsten Götzen zu schämen. Man zog ihnen ein homerisches Rücklein an, gestaltete sie nach ihrem Vorbilde um und taufte sie mit homerischen Namen, die häufig genug zu ihren neuen Trägern wenig passten, so wenig wie die römischen Namen für die germanischen Götter. Nun wurde z. B. in Tegea zur Athene die sogenannte blinde Göttin, Alea, die mit jener eigentlich auch nicht die leiseste Ähnlichkeit hat. Der Gott Wolf in Arkadien wurde an einigen Orten zu Zeus, an anderen zu Apollon, schon an dieser zwiefachen Benennung erkennt man ihre Willkürlichkeit. Wir kennen so noch viele Beispiele dafür, dass unter späteren homerischen Namen uralte einheimische Gestalten verborgen sind. Noch vor wenigen Jahren haben wir durch die Ausgrabungen in Aegina gelernt, dass die Athene, der der dortige berühmte Tempel gehörte, — sein Giebelfeld war einst geschmückt mit der in jeder Kunstgeschichte abgebildeten Statuengruppe der sogenannten Aegineten — eigentlich Aphaia hiess, ein Wesen, das mit Athena nicht viel gemein hat. So erst verbreiten sich die homerischen Götter über ganz Griechenland, und in dem Sinne hat Herodot Recht, wenn er sagt Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gemacht. Auch innerlich wurden die Götter zivilisiert und verloren ihre barbarischen Sitten. Aber die Anpassung konnte natürlich nur eine oberflächliche sein, die freie Entwicklung des jonischen Geistes hatte man ja nicht mitgemacht, nament-

lich wohl in den unteren Klassen hielten sich die alten furchtbaren Vorstellungen und flossen immer auch in die höheren Schichten hinauf. Das hatte die Folge, dass es unmöglich war, auch hier die Götter so völlig ihrer überirdischen Eigenschaften zu entkleiden, jonische Freigeisterei konnte nicht aufkommen. So konnte, als die Zeit gekommen war, die Religion sich hier weiter entwickeln und eine Tiefe und Kraft erreichen, die sie in Jonien nicht erreicht hat und infolge der dortigen Entwicklung nicht erreichen konnte. Die Namen Zeus, Apollon, Athene, Demeter wurden mit neuem Gehalt erfüllt von edlerem und höherem Charakter. Ich nenne nur Kultstätten wie Delphi und Eleusis, Denker wie Pindar, Aischylos, Plato. So wurde auch hier die Religion Homers innerlich überwunden. Aber selbst dann liess sie sich nicht ganz beseitigen, konnte man nicht ganz von diesen doch überwundenen Vorstellungen absehen. Dazu war die sieghafte Gewalt Homers zu gross. Die leuchtende Schönheit dessen, was er geschaffen, packte mit unwiderstehlicher Kraft den Dichter wie den Maler und Bildhauer und hielt alle, deren Herz für das Schöne und Grosse empfänglich war, in ihrem Bann. Beweist Homer diese Gewalt nicht heute noch jeden Tag? So wird gerade das Grosse und Schöne den Völkern zu einer Last, die sie nicht abschütteln können, um ungehindert zu noch grösserer Höhe emporzuklimmen.
